daunlots.

internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am maschinen- und heimatmuseum eslohe.

nr. 32

Vorgestellt:

Manfred Raffenberg

Meschede-Visbeck Schmallenberg

eslohe 2011

Statt einer Widmung

Diese Ausgabe der „daunlots“ präsentiert unser Christine-Koch-Mundartarchiv mit ganz besonderer Freude. Manfred Raffenberg, der hier vorgestellt wird und mit Beiträgen aus seiner Schreibwerkstatt vertreten ist, gehörte schon bald nach Gründung des Archivs zum Bearbeiterkreis der Esloher „Christine Koch-Werke“.

M. Raffenbergs persönliche „Sprachgeschichte“ zeigt, welch vielfältige Wege zu einem Engagement für das plattdeutsche Kulturgedächtnis der Region führen können.

Im vorliegenden „daunlot“ sind auch Beispiele für seine weiteren Forschungen zu Christine Koch nach Abschluß der Werkausgabe zu finden. Die kleine Edition soll ihm zugleich ein Zeichen der persönlichen Verbundenheit aus Eslohe und Düsseldorf sein. Viel Freude sei ihm bei weiteren plattdeutschen Vorhaben gewünscht: Guatt helpe!
[p.b.]

Impressum

Vorgestellt: Manfred Raffenberg – Meschede-Visbeck, Schmallenberg. = daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am maschinen- und heimatmuseum eslohe. nr. 32. Eslohe 2011. www.sauerlandmundart.de

Redaktionsschluß 21. März 2011

Inhaltsverzeichnis

Vorgestellt
Manfred Raffenberg (*1933)
Meschede-Visbeck, Schmallenberg 4

AUS DER SCHREIBWERKSTATT
VON MANFRED RAFFENBERG 10

Zwei bislang unveröffentlichte plattdeutsche Texte
Froihjohr 11

Kreyges Enge 12

Vorträge
Herens, Knechte un dai van der Stroten in Liäwen un Wiärk diär „Siuerlänsken Nachtegall" – Christine-Koch-Vortrag vor bäuerlichen Rentnern im Gasthof „Poggel", Eslohe 14

Die Stadt Essen im Leben und Werk der Christine Koch 25

Studie zu einem Text Christine Kochs
„Kick", sagg` de Katte…
Annäherung an Hintergründiges und Abgründiges in einem der aus dem Volksgut geschöpften plattdeutschen Gedichte von Christine Koch 36

Berichte zu Plattdeutsch
Plattdeutsch: Nach Katalanisch zweitgrößte europäische Mundartsprache 52

„O Mutter, back us Geyseke!"
De Plattduitske Dag im Steertschulten-Huaf
in Cowwenrohe am 29.5.2010 55

Rezensionen
„Aanewenge" 58

„Imme Siuerlanne" 62

VORGESTELLT

MANFRED RAFFENBERG (*1933)

MESCHEDE-VISBECK, SCHMALLENBERG

Geboren am 26.11.1933 in Visbeck. – Studiendirektor a.D., Obmann für plattdeutsche Sprache im SAUERLÄNDER HEIMATBUND und Mitarbeiter bei bedeutsamen Publikationsprojekten zur Mundart im kurkölnischen Sauerland, so auch beim Plattdeutschen Wörterbuch für das kölnische Sauerland und bei der Werkausgabe CHRISTINE KOCHS (Eslohe 1991-1994).

Selbstzeugnis zu Biographie & Sprachhintergrund:

„Ich bin am 26.11.1933 in Visbeck, damals noch Kreis Arnsberg, zur Welt gekommen, und zwar in meinem Elternhaus, dem Wohntrakt der einklassigen kath. Volksschule, an der mein Vater unterrichtete. Ich hatte schon zwei Brüder und eine Schwester, bekam aber drei Jahre später noch ein Brüderchen. Bis zur Einschulung und auch später noch bis zum Beginn meines Fahrschülerdaseins am Gymnasium der Benediktiner in Meschede habe ich die meiste Zeit mit den Söhnen unseres Nachbarn auf dessen Bauernhof bzw. – je nach Jahreszeit – in Feld, Wald und Flur verbracht. Die ebenfalls in der Nachbarschaft liegende Schmiede war häufig ein besonderer Anziehungspunkt. Das Beschlagen der Pferde hatte es uns einfach angetan. Wir kannten sie alle mit Namen. – Die damals noch durchaus plattdeutsch geprägte Welt meines kleinen, von der Landwirtschaft bestimmten Heimatdorfes drang früh in mich ein und lieferte mir die Wörter und deren Aussprache, so daß ich die Menschen, die sich in ihr bewegten, in all ihren Äußerungen verstehen lernte. Im Elternhaus aber wurde ausschließlich hochdeutsch gesprochen, denn Vater und Mutter, obwohl beide Sauerländer, aber auch beide Lehrerskinder, hatten nie ein Verhältnis zu ihrer Mundart gefunden.

Visbeck im Hochsauerlandkreis (Foto: Stefan Didam, Wikimedia)

Während des Studiums der deutschen und englischen Sprache und Literatur in Freiburg, München und Münster (1954-1960) begegneten mir Sprecher der verschiedensten deutschen Dialekte, die ich jedoch, wenn auch häufig nur mit Mühe, >entschlüsseln< konnte, da ich es gewohnt war, auch anders als in der Hochsprache zu hören und zu verstehen. Dazu hatten übrigens auch die vielen Flüchtlinge aus Ostpreußen und Oberschlesien beigetragen, die im Dorf – auch in unserer Wohnung – einquartiert waren. In Münster, wo ich die meisten meiner Studienjahre verbracht habe, war ich in einer kath. Korporation mit vielen Bundesbrüdern aus dem Oldenburgischen. In der Mensa trafen wir uns täglich zum Mittagessen, und dabei war Oldenburger Platt das alle Unterhaltungen beherrschende Idiom. Mir gefiel diese Sprache, zumal ich durch das Studium von Gotisch, Alt- und Mittelhochdeutsch, Alt- und Mittelenglisch ein gewisses sprachwissenschaftliches Interesse an Dialekten entwickelte und ich auch bei der Aneignung des modernen Englisch immer häufiger auf dessen enge Verwandtschaft mit dem Niederdeutschen und somit auch der Sauerländischen Mundart aufmerksam wurde.
Deren Wortschatz und je differenzierte Färbung erschloß sich mir später durch die Mitarbeit am >Plattdeutschen Wörterbuch. Kurkölnisches Sauerland< (1. Aufl. 1988), ihre poetische Kraft und Schönheit über das mundartliche Werk CHRISTINE KOCHS. Zunächst durch Pastor Starke, Bracht, dann durch PETER BÜRGER, Eslohe, wurde ich bes. auf die plattdt. Lyrik der >Sauerländer Nachtigall< hingewiesen, deren Bearbeitung für die Esloher Werkausgabe (1991) in Zusammenarbeit mit P. BÜRGER und ALFONS MESCHEDE auch dem eigenen Sprachvermögen sehr zugute kam. Aufgrund der engen Kontakte zu verschiedenen Färbungen der Sauerländer Mundart fällt es mir jedoch schwer, Vermischungen dauerhaft zu vermeiden.

Seit dem Abschluß meiner Ausbildung für das höhere Lehramt (1962) lebe ich in Schmallenberg, wo ich bis 1998 am Städtischen Gymnasium Deutsch und Englisch unterrichtet habe. Über 20 Jahre habe ich im Rahmen von Literaturkursen das Schultheater betreut und seit der Oberstufenreform das Amt des Oberstufenkoordinators bekleidet. Viele Jahre war ich als Sprecher der Westfälischen Verbindungslehrer im Auftrag des Schulkollegiums Münster für Seminare zur Förderung der Mitverantwortung in der Schule tätig.

Das Schmallenberger Platt blieb mir fremd, bis ich es nach meiner Pensionierung als Moderator und Mitarbeiter bei der Erstellung des >Plattdeutschen Wörterbuches für Schmallenberg und Grafschaft< (2005) näher kennenlernen konnte.

Seit ein paar Jahren bin ich, als Nachfolger von KARL-HEINZ FALK, Obmann für die plattdt. Sprache beim SAUERLÄNDER HEIMATBUND und als solcher zuständig für den jährlich im Mai stattfindenden >Plattdeutschen Tag< im Stertschulten-Hof in Cobbenrode. Dabei versuche ich darauf hinzuwirken, daß die den >Tag< gestaltenden plattdeutschen Arbeitskreise – ganz im Sinne von JOSEPH PAPE und CHRISTINE KOCH – zeigen, wie unsere Mundart nicht bloß für Dönekes taugt, sondern zur Darstellung von >erensthaften Saken<.
Im übrigen ist es meine Aufgabe, den Vorstand des SHB über Aktivitäten zum Erhalt der Sauerländer Mundart zu informieren. Das geschieht in mündlicher Form – auf Platt – im Rahmen der Vorstandssitzungen. – Ich bin verheiratet und habe drei Kinder sowie acht Enkelkinder (drei in England, fünf in Deutschland). Zum eigenen Schreiben habe ich, nicht zuletzt auch wegen meiner Beanspruchung durch die CHRISTINE-KOCH-GESELLSCHAFT (Betreuung der >Kleine Reihe<), nur wenig Zeit gefunden. So habe ich mich mehr mit der plattdt. Sprache und der Interpretation einiger ihrer Zeugnisse beschäftigt als damit, selbst in ihr zu schreiben. Insofern verstehe ich mich auch kaum als Autor in plattdeutscher Sprache, sondern – auch im Sinne der Zielsetzungen des SAUERLÄNDER HEIMATBUNDES – als deren Anwalt und Verteidiger“ (eingesandt an Peter Bürger, Sommer 2008).

Unselbständige Veröffentlichungen:

(1994): *Mon-Nacht*. Versuch einer Interpretation von Christine Koch’s „Mon-Nacht“. In: Sauerland Nr. 3/1994, S. 92.
(1998): *Impulse - Christine Koch und Schmallenberg*. In: Lebensbilder Schmallenberger Frauen. Hg. von der Gleichstellungsbeauftragten u. dem Heimat- und Geschichtsverein Schmallenberger Sauerland e.V. Balve1998, S. 177-186.
(2001): *Die Vogelwelt im mundartlichen Werk der Christine Koch*. In: Esloher Museumsnachrichten 2001, S. 39-46.
(2003a): *Zehn Jahre Christine-Koch-Gesellschaft*. In: Sauerland Nr. 1/2003, S. 40-42.

(2003b): *Vom Reichtum der plattdeutschen Sprache*. Vortrag zum Tag der plattdeutschen Arbeitskreise im Stertschulten-Hof, Cobbenrode, am 10. Mai 2003. In: Sauerland Nr. 3/2003, S. 125-130.
(2005a): *Plattdeutscher Tag 2005*. In: Sauerland Nr.2/2005, S. 72.
(2005b): *Zum Geleit*. In: Willy Knoppe, Un bey allem is wuat. Orientierungssuche in einer regionalen Sprachform. Göttingen 2005.
(2005c): *Erste Dissertation über Christine Koch* [Buchhinweis]. In: Sauerland Nr. 4/2005, S. 177.
(2006): *Rezension „Willy Knoppe, Un bey allem is wuat"*. In: Sauerland Nr. 2/2006, S. 100f.
(2007a): *Eine Sozialgeschichte Sauerländischer Traditionen* [Rezension zu „P. Bürger, Aanewenge, 2006"]. In: Sauerland Nr. 2/2007, S. 90f.
(2007b): *Übersetzung „Johannes Hengesbach, Bo mag dät schoine Suerland seyn?"*. In: Sauerland Nr.4/2007, S. 201.
(2008a): *Übersetzung „Pastäuer Deimel"*. In: Sauerland Nr.1/2008, S. 39.
(2008b): *Plattdeutsch. Nach Katalanisch zweitgrößte europäische Mundartsprache*. In: Sauerland Nr.2/2008, S. 96.
(2008c): *„Kick, segg' de Katte …"* Annäherungen an Hintergründiges und Abgründiges in einem der aus dem Volksgut geschöpften Gedichte von Christine Koch. In: Sauerland Nr. 3/2008, S. 146-150 u. Nr. 4/2008, S. 200f.
(2010a): *Die Stadt Essen im Leben und Werk der Christine Koch*. In: Sauerland Nr. 3/2010, S. 139-144.
(2010b): *„O Mutter, back us Geyseke!" De Plattduitske Dag im Steertschulten-Huaf in Cowwenrohe am 29.5.2010*. In: Sauerland Nr. 3/2010, S. 146f.

Unveröffentlichte Vortragsmanuskripte mit Mundartbezug:
I. *Zur Vorstellung des ersten Bandes der Werkausgabe Christine Koch*, Eslohe, 7.11.1992.
II. *„Kick", sagg'de Katte*. Annäherung an Hintergründiges und Abgründiges in einem der aus dem Volksgut geschöpften plattdeutschen Gedichte von Christine Koch. [vollständige Fassung; Kopie: Chr.Koch-Mundartarchiv].

III. *Heerens, Knechte un dai van der Stroten in Liäwen un Wiärk diär Siuerlänsken Nachtegall* (vor bäuerlichen Rentnern bei „Poggel“, Eslohe).

Bislang unveröffentlichte niederdeutsche Texte im Chr.Koch-Mundartarchiv:
Froihjohr (Ged., 2003); *Kreyges Enge* (Kurzgeschichte).

Herausgabe/Bearbeitung (Mundartbezug):
(1991-1994): *Christine Koch - Werke in vier Bänden*. Bearb. P. Bürger, A. Meschede u. M. Raffenberg. Hg. Maschinen- und Heimatmuseum Eslohe [zgl. Bestelladresse]. Fredeburg 1991-1994. [Erster Band: Gedichte in sauerländischer Mundart. Bearb. Manfred Raffenberg. 1992.]
(2000): *Iut'm Siuerlanne, wat de Luie denket, wat se wellt un wat se maket.* Hg. Christine-Koch-Gesellschaft. Schmallenberg / Bad Fredeburg 2000.
(2005): *Plattdeutsches Wörterbuch für Schmallenberg und Grafschaft.* Angeregt und bis zu ihrem Tode († 2001) betreut von Hannelore Schenk […]. Abschließend bearbeitet und mit einem Vorwort versehen von Manfred Raffenberg. Schmallenberg 2005.

Über M. Raffenberg: *Wiethoff*, Dieter: Manfred Raffenberg 70 Jahre alt. In: Sauerland Nr. 4/2003, S. 213. – *Richter*, Erika: Sauerländer Heimatbund 1921-2006. Hg. Sauerländer Heimatbund 2007, S. 108.

Nachschlage- und Standardwerke: *Christine-Koch-Gesellschaft e.V.* (Hg.): Sauerländisches Literaturarchiv. Dokumentation 1993-2003. Bearb. Hans-Josef Knieb. Schmallenberg: Selbstverlag 2003, S. 13 und 50f.

Dieser Beitrag ist weitgehend (mit Aktualisierungen) dem folgenden Lexikon aus unserem Archiv entnommen:

Peter Bürger:
Im reypen Koren.
Ein Nachschlagewerk zu Mundartautoren, Sprachzeugnissen und plattdeutschen Unternehmungen im Sauerland und in angrenzenden Gebieten.
Eslohe: Maschinen- und Heimatmuseum 2010.
(768 Seiten – fester farbiger Einband 30,00 Euro)

Vgl. zu diesem Werk „daunlots nr. 6“ auf www.sauerlandmundart.de

AUS DER SCHREIBWERKSTATT VON MANFRED RAFFENBERG

Bildarchiv Maschinen- und Heimatmuseum Eslohe

ZWEI BISLANG UNVERÖFFENTLICHTE PLATTDEUTSCHE TEXTE*

FROIHJOHR

De Snai is futt.
Niu kann me weyer
Düör de Gieggend läopen,
Bo me well.
De Ohm stäiht liuter näo
In koller Luft,
De Sunne ächter ’m Niewwel.
An Aiwers saihst diu näo
Et droige Läof, platt presset
Van diär witten Last im Winter.
Mens hey un do
En grainet Blättken
Un giäle Köppkes
Niggemeärs
Sieck stemmet in dät nigge Liäwen,
Arre wann se wietten möchten,
Wuat de Kranink `ne vertellt
Un wuat de Ellegoise
Wuahl vam Froihjohr denket.

(2003)

*Diese beiden bislang unveröffentlichten Mundarttexte (Froihjohr; Kreyges Enge) kommen aus der persönlichen Schreibwerkstatt des Autors und sind von ihm erst auf Bitte unseres Archives hin eingesandt worden.

KREYGES ENGE

Et Enge vamme Kreyge was nit mehr weyt. Tworens: De Front was amme nöger kummen un der Duener van der Artillerigge harr` sieck in' nen Köppen fastesatt; owwer de Daipflaigers woren imme Duarpe all beynoge vergiäten. De Luie faihlten: Et diusend-johrge Reyk laggte im Stiärwen.

Dai huppelege Strote genk met `m Flüßken tüsker `n Biärgen länges, dai links un rechts innen Froihjohrshiemmel opstaigen. De Bäume woren näo swuart gieggen de Meärte-Sunne, dai all seyge üewer `ne stonk. Se harren näo keine Blaar un woren duister asse im Winter. Et was wahne hait weäst düt Froihjohr; de Sunne harr`en leßten Snai wiägfriäten, et Smeltewater verdampet un de Aiwers droige brannt. Do was nit viell Graines taum bekeyken, un wuat me soh was krank vam Melm op der nogen Strote.
Ne Kutske huppelere üewer diän pulvergen Schotter. Mannechmol konn me de Angest kreygen se möchte ümmekippen, wann de Raar in`ne daipe Rinne rutskeren. Dai kemen van `en Panzers un diäm ganzen Kreygestuik opter Flucht.
Dai Mann kümmere sieck nit dorümme. De Strote was liegg. Hai sat op`em Bock, hell sieck met der äinen Hand faste un schwenkere met der annern de Schwieppe üewer`m Rüggen van diäm Briunen. Dai was ümme `t Leär vamme Geschirr all swaite-witt.

In der Kutske op diär ächteren Bank sat de Frugge un hell iähr Jüngelken innen Aarmens. Se harr' ne in` ne Decke wickelt, glöggene as he was vam Faiwer. Dät harr` ne niu all twai Dage am Wickel. Niu woren se ungerwiägens taum Krankenhius. Se harren jo nit wußt, wuat met diäm Klainen loss was. De Dokter was säo weyt wiäg van bo sai wuehneren. Owwer do woren üewer diusend gefangene Zaldoten imme Duarpe, un se harren vamme ukrainsken Dokter hoort un harren diän raupen: Et was de Blinddarm. Un hai konn un droffte `ne nit operaiern. Un niu?

Et gaffte kein Auto imme Duarpe, un dai armen Luie harren kein Peärd. Owwer dai Frugge kem vamme gröttesten Huave, un de Biuer harr `ne foortens diän Briunen un de Kutske gafft. Owwer foihern

mochten se selves. Hai woll sieck nit van `en Daipflaigers üewer-rumpeln loten.

De Junge laggte do, de Äogen weyt uapen, dachte nix un saggte nix. Äok dann nit, wann iähme de Mutter de Steren droigere. Sai harr `en Räosenkranz dobey inner Hand, murmelere taum Hiärguatt un wußte nit mehr wuat. De Huapnunge was futt. Et duere enfach tau lange.
Biuten konn se et Sluat erkennen un `en Deyk doviär met diän gräoten greysen Vüegeln, dai op Fiske lueren. Niu genk et biärgop, un se woll iährem Mann tauraupen schneller te foihern.
Owwer dai was all vam Bock sprungen un japsere ächter `m Wagen un möggere sieck aff, diäm Briunen te helpen. Gleyk, säo dacht` he, gaiht et terdiäl diär `en lank Stücke met Biärken op beyen Seyen. Mens näo en Verrelstünneken, un dann wören se do. Dät konn dai Briune näo packen.
Dai Mann was weyer op `en Bock stieggen un gaffte iähme de Schwieppe. Se jachteren terdiäl stracks in de glöggene Sunne. Dai was all räot un harr `en Hiemmel fiärwet asse met Blaut.
De Flaigers harr `he nit hoort un äok nit kummen saihn. Mens bo se iähre Bordkanäonen hiene schoaten harren.
Dai Briune bäumere sieck op, biersere loss un härr` beynoh diän Wagen ümmeschmietten.
„Jesses Marjau!“ kreyskere de Frugge, un dai Junge: “Se het mieck innen Bauch shoaten!“ Owwer do was kein Loak imme Wagen un kein Blaut amme Jungen.

Dai Briune was näo liuter in Panik un woll gar nit van der Strote aff op`n Wiäg no `m Krankenhius. Do stonk he niu un japsere un biewwere am ganzen Balge. Derweylen dai Frugge iähren Jungen de Trappe rop int Krankenhius drachte, kümmere sieck dai Mann ümme `t Peärd un wachtere.
Et diuere nit lange, do kem äinen van diän Zaldoten-Dokters no me runger. „Durchgebrochener Blinddarm. Da ist wohl kaum noch etwas zu machen. Tut uns leid!“
Dai Mann hell sieck faste an seyme Briunen. Dann queälere hai sieck de Trappe rop ümme seyner Frugge bey te stohn.

VORTRÄGE

HERENS, KNECHTE UN DAI VAN DER STROTEN IN LIÄWEN UN WIÄRK DIÄR „SIUERLÄNSKEN NACHTEGALL“

CHRISTINE-KOCH-VORTRAG VOR BÄUERLICHEN RENTNERN IM GASTHOF „POGGEL“, ESLOHE

Fotoarchiv: Maschinen- und Heimatmuseum Eslohe

Laiwe Luie!
Viellen Dank fiär dai Inladunge tau uggem Driäpen. Me frögget sieck jo liuter, wann me tau anderen üewer Saaken küiern kann, dai ’me selwes en wenneg am Hiärten legget.

Ieck versaike, düen Viärdrag op Plattduits to hollen. Owwer dat gaiht nit ohne`ne Viärbemerkunge. Ieck sin in Viesebke bey Friggenauhl opwassen un dann asse `n Liähr am Gymnasium no der Smallmerske kummen. Ick hewwe metarbet am „Plattdeutsches Wörterbuch Kurkölnisches Sauerland“ und diärno fiär et Esselske Museeum en

Band met diän plattdüitsken Gedichten van Christine Koch[1] maket. All düt harr`et met sick bracht, dat in meynem Koppe en Düernäin van Iutsproken wassen is un sick meyn Platt en wenneg streypelig aanhört. Owwer dät maket jo nix, säo lange et mens siuerlänsk lutt.

„Herens, Knechte und dai van der Stroten in Liäwen un Wiärk diär >Siuerlänsken Nachtegall<“ - düt is en Thema, dat us terügge brenget tau Tien, dai all lange viärbey seyd, dai Erinnerungen wecken konnt, owwer äok – imme Vergleyken met vandage – taum Nodenken aanriägen konnt.

Viär allen Dingen sall uch düeser Viärdrag usse „Siuerlänner Nachtegall“ nöger brengen. Vey konn stolz derop seyn, säo `n klauket „Hiärguattsschreywerlein“ met iähren Geschichten un Gedichten in diär siuerlänsken Literatiur te hewwen.

I. Heerens un Knechte

Op`m Schüttenfäste mochte ne Jungbiuern mit jedem Miäken op`m Huawe danzen, van der Vaihmad aan bit taum Kauhmiäken riut, säo asse de Dochter vam Gräotbiuern jedem Knechte bit taum Huafjungen ne Danz schülleg was. Dat was Briuk un Hiärkummen, un do was nixen gieggen te maken. Düt lehrt ve van Christine Kochs Geschichte, „Truie“, dai se eigentlich tau me Roman iutbuggen woll. Ower se vertellet us nixen dorüewer, of de Knechte un Miäkens vam Huawe äok met diän Kingern van iährer Herskop Dänßerske un Dänßer spiellen drofften. Et saiht säo iut, arre wann düese Briuk mens en gräotmaideg Geschenk vam Huawe fiär dai Luie was, dai süss liuter unger der Fuchtel stongen. De stiärkste Briuk was: Her is Her, un Knecht is Knecht.

Un dai ganze Geschichte gaiht dorümme, dät Paul Wiehnkamp, de Iärwesuehn vam gröttesten Huaf im`me Duarpe, seyne Jungmaged Wisa Weigand hieroten well, dat schoinste Miäken in der Ümmegieggend. Un, asse Christine schreywet: „Op Guares weyer Welt kann me nit lichte twäi fingen, dai säo gutt tehäope pässen“ (Werke Bd. II,

[1] Zitate von Christine Koch und Quellenverweise dieses Vortrages folgen der Werkausgabe Bd. I-IV: *Christine Koch - Werke in vier Bänden*. Bearb. P. Bürger, A. Meschede und M. Raffenberg. Hg. Maschinen- und Heimatmuseum Eslohe [zgl. Bestelladresse]. Fredeburg 1991-1994.

S. 78). Op`m Schüttenfäste maket Paul dät Dageloihnerskind tau seyner Küenegin, ganß gieggen de Huapnunge van Tüen, diäm Gräotknecht op `m Wiehnkampshuawe, un näo mehr gieggen de Beriäknunge van Pauls Vatter. Hai harre Paul op höchtere Schaulen schicket un dann näo twäi Johr op `n gräot Guet. Dat beste was fiär seynen äinzegen Suehn gerad guet genaug wiäst. Un niu:
„Düt is meyn Däot“, söchtere hai. Hai wußte, Paul lätt nit van diäm Miäken. Jo, hai tütt met me in de armsällegste Dageloihnerhütte.

> „Sliemme Nächte fiär den allen stolzen Wiehnkamp. Seyne Gedanken tastet iärk näo ne Schriett födder: Wann - wann - Guatt stoh us bey! - wann - en Unglücksfall kümmet allerwiägen mol viär - Her Guatt, verlot mieck nit! - Säo geng et Nacht fiär Nacht. Do strierren guere un boise Gäister ümme `ne aarme Menskensäile, hey Huaf un Ehre, do Unrecht un swore Schuld, bit op et leßte dai alle harte Wiehnkamp in halwer Vertweywelung opsprang un in syne Küssens rinschrigge: >Ick dau`t! Et mott seyn! Kein Menske, Guatt im häogen Hiemmel selwer, konn`t mey verdenken!<“ (ebd., S. 101)

Twey Wiäken derno, et was all duister un de Rinner un de Kögge wachteren op`et Friäten in`nen Triägen, laggte Lisa met afgestottem Knick niäwen der Ledder op’ n Balken. Et was Tüen, dai dat däoe Miaken entdeckere. Un in all seynem Hiärte-Wäih soh un verstonk hai säofortens, wat geschaihn was. De Ledder was näo balle nigge, owwer twäi Sproatten wören terbroaken. Hai packere de Ledder un smiett se an de Seyt, bo se keimes in de Äogen fell. Am äisten Muaren no diäm Unglück harr he se kaputthoggt un verbrannt un `ne nigge maken loten. No der Beerdigunge genk hai Dag fiär Dag no`m Kiärkhuawe. „Niu hörst diu mey wier ganß alläine“, sagt`he dobey liuter viär sieck hienne.

Tüen käm op de Aanklagebank. Hai was jo mens ne Knecht un harr` keine Biuer- un Huafehre te verlaisen, dachte de alle Wiehnkamp. Dai Herens vam Gerichte glofften, dai Gräotknecht härre dät Miäken op`m Gewietten, weylen se lange Johr seyn Hiärtensschatz was un hai se niu diäm Junkheren nit gonnt härre. Hai dee diän allen Wiehnkamp nit verroen, äok dann nit, wann he wier frey was iut Mangel an Beweysen. Hai blaif `ne gueren, truien Knecht:

„Ieck hewwe meynem Heren un Wiehnkamps Huawe, dai mey taum Häime woren is, de Truie hallen. Widder nix“, harr`he tau Luzy saggt, wann he iähr vertallte, wat würklech passäiert was.
Seyn Her owwer was an seyner Schuld terbruaken un ganß van Sinnen, wann Paul, seyn Iärwesuehn, futt genk no Amereka. Fiär liuter. „Seyn leßte Woort an `nen Vatter wör wiäst, hai söll Luzy freyen Willen loten, wann`t sieck drümme handlere, Wiehnkamps Huaf ne niggen Heren te giewwen.“ Luzy, seyn Süster, härr`all lange iähr Hiärte an diän jungen Füerster van Wiehnkamps Jagd verluiset, owwer dai was `m Vatter nit guet genaug. Hai konn keine Biuernart un kein Biuernvermüegen metbrengen. Dahlmüllers Herman wör de Richtige wiäst, owwer Luzy konn iähren Revierfüerster nit opgiewwen. Vlichte, wann Paul äines Dages häime käme. Owwer bit dohienne mochte se op`m Huawe bleywen un met Tüen tehäope fiär de Verwaltunge suargen. Wann de alle Wiehnkamp op`m Däoenberre laggte, well he dai beiden verhieroen, owwer Luzy is dergieggen wiägen iährem Füerster, und Tüen siett: “Dreimol is en Menskenglücke terbruaken an Herenwillen un Herendaun. Latt niu jeden seyn Schicksal selwes in de Hand niähmen.“ Niu schräif de Biuer met biewwerger Hand seynen leßten Willen op en Stück Papäier: Jeder kraig de Hälfte vamme Wiehnkamps Vermüegen. Dann was et viärbey met me.

Owwer Luzy un Tüen hollen` en Huaf tehäope. Se kämen üeweräin, Wisas Süster, dai van klein op fiär Baiker was, studäiern te loten un en paar aarme Waisenkinger op en Huaf te halen un se tau örndleken Mensken optetaihn. Wisas Mutter wollen se asse Mutter imme Hiuse hallen. Säo deen se wat Gueres, un et gaffte wier Liäwen op Wiehnkamps Huaf.

Wann me niu froget, wat de Truie in düeser Geschichte beduiet, kann me saihn, dat et do wennegstens twäi Suarten van Truie taum bedenken git: de Truie asse en Taiken un Wiäsen van woahrer Laifte tüsker Mensken iut gieggensätzlechen Schichten der Gesellskop, un Truie asse `n unbedingt Fastehollen an üewerkummener Biuernart un Huawesehre, an diär vam Briuk opgerichteten Gränße tüsker Her und Knecht.
Ick sin siecker, dät de Liäsers van „Truie“ met `m Hiärten bey diän jungen Luien seyd. Dai wiettet äok, wat se `m Huawe un wat se der

Herskop schülleg seyd; owwer sai wellt glücklech weren no iähren persönleken Wünsken. Vey wiettet: Düese Grundsatz is dät Fundamänt van der Amerikansken Verfassunge un diär Aanfang van Demokratie. Jedfer, herr`et do, harr`et Recht, no seyme Willen glücklech te weren. Un: Alle Mensken seyd gleyk.Vey faihlet, dät de Biuer Wiehnkamp swores Unrecht dee, derweylen hai de Menskenrechte nit achtere un nit äinmol viär`me Mord terüggeschreckere.

Use „Siuerlänske Nachtegall“ wußte ümme de Gefohr, dai van diän niggen Machthabern käm, dai iärk asse „Herenmensken“ tituläieren un de Rechte op Glück un Liäwen nit achteren, wann se „Truie“ schreif (nainentwintig). „Truie“ kritisäiert dai nigge politiske Mäode, owwer se dee`t mens häimlek. Was et Angest udder et fehlende Geld: „Truie“ was domols nit drucket. De Text was äis fungen, wann de Dichterin all lange däot was. Me wußte, dat se `ne in iährem „Äskenschape“ harre unger`m Titel „Häimleke Kräonen“ un dat se ne nit drucken loten woll (Werke Bd. IV, S. 88). De „Kräonen“ dräggten dai, diänen de Wiehnkamp Biuer iähre Kruize opladen harr`.

Wann vey froget, wat de Herens in Christine Kochs würklechen Liäwen beduieren, säo gir` et do tau nit viell te seggen. Iähr Vatter, dai Wüllner in Herhagen, was ne Biuern, owwer hai harr`ne Bivliothäike imme Hiuse un was siecker ne opgeklarten Mann, un seyne Frugge was `ne Liährin. Christine was äok `ne Liährin, un sai dee iähren Denst in Essen, in`ner Staadt, eger se no Bracht op`n Kochs Huaf genk. Iähr Mann was äok ne Biuern, owwer mens met `m halwen Hiärten. Hai härr` viell laiwer Musik studäiert.

`ne Heren no aller Biuernart mochte sai wuahl vam „Femhof“ van Josefa Berens-Totenohl kennen. Dai beiden Fruggen, beide Liährin, wören Frönne, un me kann sieck lichte viärstellen, dät se üewern Wulf-Biuern diskutäiert hiät, diärweylen se iärk besochten udder imme Gleierdale spazeyern gengen. Dai Roman spiellt in`en leßten Joahren vamme Grafen Adolf van Arnspereg. Dai Wulf, ne Gräotbiuer im Liännedal, harre nit mens diän üewerkummenen Biuernstolt, hai was äok en richtigen Herenmenske, un hai was ne halwen Heiden bliewwen. Wann hai et nit anders verhindern konn, dat seyne Dochter un Huafiärwin Magdlene diän Gräotknecht Ulrich hieroen woll, dai dann asse Giewwelfrigger dät ganße Vermüegen kreygen konn, do harr he `ne ümmebracht. Et kümmere ne nit, dät düese früemede

Mann seyne Magdlene unger gröttester Gefoahr fiär `ne selwes iut `m Liänne-Häogewater rettet harr. Owwer äis hiät sieck de Wulf in Arenspereg vam Femegerichte düese grüggelske Hinrichtung ofdriän loten. Hai harre`t spitz krieggen, dät Ulrich noge der Weser ne Junkheren im Streyt et Liäwen noahmen harr, üewergens was hai im Rechte. Wat owwer `m Wulf sliemmer schiennen was: Hai gloffte Ulrich wör ne halwen Zigeuner. Hey, imme Liännedal, un äok an der Weser harren `ne de Luie „Zigeuner“ nannt, derweylen hai säo „fränkesk“ iutsoh met seynen swuatten Hooren un Äogen. Säo genk et diäm Wulf im duwwelten Sinn ümme seyne Ehre. Hai konn seyne äinzege Dochter un`nen Huaf nit an `nen Landstreyker fallen loten, dai der Feme horte.

De „Femhof“ is op Hauduitsk schriewwen un kem 1934 (niegentaih-nhunnert-vaierundiärteg) in en Baukhandel. Et was ne richtigen Bestseller, un de Nazis fröggeren iärk wahne üewer düesen Roman, dai iähren Aansichten van Blaut- un -Boden-Literatiuer, säo glofften se jäidenfalls, entsprok un diän arisken Herenmensken propagäiere.

Sülke Herens asse diär alle Wiehnkamp und de Wulf, dai sieck jo wahne gleyket, wören siecker nit no` em Geschmack van Christine Koch. Dofiär was se viell tau fruam. Iähr Her was de laiwe Guatt un iähr Gewietten. Sai was jo äok, arre se selwes saggte, en „Hiärguatts-schreywerlein“. Vlichte weyset düèr Name all op iähre Verflichtunge gieggenüewer allen Landstreykers, dai se „Hiärguattsgäste“ nannte.
Wann sai in der Wäiertskop was un de Klocken van der nogen Kiärke fengen aan te luien, smäit se dai jungen Keärls riut: „ Nun geht mal zur Vesper, und dann kommt ihr nachher wieder“ (Werke Bd. IV, S. 42). Udder se kem rin beym Angelus un ermahnere de Gäste: „Es wird geläutet“, un dann falleren alle de Hänne taum stillen Gebiät, bit de Klockens Rugge gafften. Üewergens kuiere se met en Gästen nit platt. Met iähren Kingern äok nit.

Wat uese „Siuerlänske“ Nachtegall unger`m Heren verstaiht, konn vey am besten van iährem Gedicht „De Her is däot“ lehren (Werke Bd. I, S. 66). De richtige Her is dai Biuer, dai met allem wat op seyme Huave liäwet, in guerem Inklang staiht. Do is Respäkt un Laifte viär `ne allerwiägens in der Dier-Welt; me kann seggen: in diär ganßen Natiur. Weylen hai de Verantwortung dofiär driät. Dai maket `ne eger

tau `me Dainer.Hai kannte seyne Diers, un wann he seyne Kögge beym Namen raup, dann verstongen se dat un kemen op ne tau. In düesem Gedicht het alle Diers op`m Huaf en Aanrecht op dai Noricht, dat de Her däot is un nit länger met `ne kuiern kann.
In düesem Text is de Verantwortunge am gröttesten gieggenüewer diän klensten Diers: `n Immen. De Frugge selwes mott no `ne gohn, andere Luie möchten se „bo nit richteg verstohn."
Berümme seyd gerade de Immen säo wichteg? Annette von Droste Hülshoff, dai gräote Münsterlänske Dichterin, kann `t us vertellen. In „Bilder aus Westfalen", `ne Art Reysebericht, schreywet se üewert Briukdaum, dat iähr begiegnere:

> „Bei Begräbnissen fällt wenig Ungewöhnliches vor, außer daß der Tod eines Hausvaters seinen Bienen angesagt werden muß, wenn nicht binnen Jahresfrist alle Stöcke abzehren und versiechen sollen, weshalb, sobald der Verscheidende den letzten Odemzug getan, sofort der Gefaßteste unter den Anwesenden an den Stand geht, an jeden Korb pocht und vernehmlich spricht: >Einen Gruß von der Frau, der Herr ist tot<, worauf die Bienen sich christlich in ihr Leid finden und ihren Geschäften nach wie vor obliegen" (A.v. Droste-Hülshoff: Heselhaus-Werkausgabe, S. 372).

Biu dai Mensk asse de „Her der Schöpfung" seyn Her-Seyn verstohn sall, staiht im „Gebiät" (Werke Bd. I, S. 145), vlichte diäm daipesten Koch-Gedicht. Hey gaiht et nit ümme Biuernstolz un Huawesehre. Hey gaiher`t ümme de Rolle, dai de Mensk asse Guarres Geschöpf op der Ere spiellt. In düesem Sinne seyd ve nit Herens, vey seyd Dainers altehäupe. Wann vey dät nit in de Köppe kritt, wann vey daut, asse wann vey dai afseliuten Herens wören, weert ve schülleg.
In düèm Gedicht spriäket Christine Koch asse `ne Profäiten van diän Problemen, dai us vandage op en Niälen briennet. Her seyn üewer alles, wat de Herr Guatt schuaf, beduiet in äister Linnege Verantwortung.

Wann sieck Christine Koch met diäm Verhältnis Her un Knecht iutäinsettet, is dat ne erensthafte Sake, inbungen in Briukdaum, Gesellskop, Moral un Guareswietten. Mens äinmol gaiht se de Sake lusteg aan, wann sai, met diän Äogen van `nen Diers, de Jagd

kritisäiert un diän Jagdheren, ne Grafen, un seyne Jägers gründlek blamäi[ert].
Use „Siuerlänske Nachtegall“ well kein lustegen Vuegel seyn. De Luie sallt hören, dat me Plattduitsk äuk fiär erensthafte Saken briuken kann, nit mens fiär Dönekes asse beym allen Grimme. Dai was liuter op Spagitzkes iut un woll de Luie eger an`t Lachen brengen asse taum kritisken Nodenken. Seyne Geschichte vam Heren un seyme Knecht könn` me tau` ner Kumärge iutschmücken taum Thema: „De Schnaps, dat wiet yi alle, mäket Heer un Knecht glyik.“ Christine Kochs Texte seyd dogieggen eger tragisk te nennen. Un sey hiät ne philosophiske Daipe.

***

Repro nach: De Suerländer 1922

Säo viell üewer Herens un Knechte in Liäwen un Wiärk van usse „Siurlänsken Nachtegall“.
Un niu tau diänen van der Stroten! Äok in düesen Texten spiellen diär Respäkt viärn Menskenrechten un dai Verantwortunge fiär usse „Wiäggesellen“ op dü`er Welt `ne gräote Rolle. Dat is wier wichtig te saihn, wann me bedenket, dat de Landstreykers un dat ganße „Fahrend Volk“ iut`er Sicht diär Nazi-Regierunge mens Lauschäppers woren, dai me iut`m Lanne jagen mochte. Un dobey is et jo leyder Guarres nit bliewwen.

II. Dai van der Stroten

(Repr. Sauerland Nr. 4/1987, S. 127)

Christine Koch weyset us in iähren Texten üewer dai van der Stroten, dat vey dai Musekanten, Bummelanten, Zigeuners, Tippelbraiers un alle, dai verloten seyd, respektäiern mott:

Dai van der Stroten:
- aarme un verloten -
Nit all sind se slecht.
Se driät Guares Siegel
Asse Schutz un Riegel,
Un all`het se Menskenrecht.
(Werke Bd. I, S. 160)

Äok in düesem Text nennet se wier twai Prinzipigen, dai usse Handeln bestemmen sallt: *Religiäon* (Guarres Siegel), und *Menskenrechte*.

Taum Huawe in Bracht kämen fake sülke aarme Luie, un se drafften im Stalle slopen, mochten owwer äismol de Sticken afgiewwen. Et is

niemols wat passäiert. Un Christine harr`et säo inrichtet, dat se en waarm Eäten in der Küeke kraigen.
Üewergens truggeren de mäisten Luie diänen van der Strote nit üewern Wiäg. „ >Kinners, Kinners, kritt de Wäske rin, de Musekanten sind do < , raip`ne nagelnigge Frugge. Se stemmere iut`er Holthamersecke un was wenneg tüsker Luie kummen. Musekanten, dai op ter Stroten stöngen un spielleren, wören nit biätter ase Stromers, un se können wuahl van diän niggen Mannshieemern en paar unversaihens met gohn loten“ (Werke Bd. II, S. 64). Säo staiht et in Christine Kochs Geschichte „Rund ümme`n Stimmstamm rümme“.

Owwer op`m Kochs Huawe in Bracht wören se alle liuter willkummen. Do was de „Besenwilli“, ne Besmenbinger iut guerem Hiuse, de „Stiukenfritze“ (hai is de „Brauer am Wiäge“, diän me eines Muarens däot im Strotengrawen fungen harre un üewer diän se dann en Gedicht makere), de „Zitteremil“, dai diärlänges de Kneipen trock un op der Zitter spiellere, un do wören dai Händlers, dai met iährer Koize üewer Land gengen un met Twerens, Karensmiär un allen müegleken Saken handleren. Un et gaffte domols näo vielle aarme Wandergesellen, dai Aarbet sochten. All düesen „Hiärguattsgästen“ hiät Christine in iähren Gedichten en Denkmol bugget, afsunders in `nen „Vagantenlaiern“, owwer nit liuter taum Bediuern. Mannechmol seyd de „Bummelanten“ asse „Küninge…van der Stroten“ in en räomantisk Lecht satt. Denn „Viär Guatt sind Künink und Biärler gleyk“(Werke Bd. I, S. 154), udder se vergleyket dai van der Stroten met me reyken Biuern:

Feyfhundert Muaren Hiemmelblo,
Dät is meyn Biuerngutt.
Wiän gaiher`t wuat aan? Wat frog ik derno?
Säo gaiht mey äok nix kaputt.
Meyne Tuffeln wasset op andermanns Lanne,
Meyn Maus scharwet andere Luie in der Stanne,
Meyne Appeln un Biären schürret de Wind,
Op andermanns Wiese bleiket meyn Lind.
Vallerie, vallera, valerallala!
Lik haite Hans Kasper Hopsasa.
(Werke Bd. I, S. 155.)

Owwer se warnet doviär, dät freye Liäwen vamme fahrenden Volk asse `ne erstriäwenswerte Liäwensmüeklechkeit te saihn:

Landstrotenliäwen: en Herenliäwen?
Säo mannegen gengen de Pliäne derniäwen.
Hai rutzkere iut un gläit van der Bahn –
De Landstrote niehmmet alles aan.

Äis gäiher`t lanksam. Et Tippeln weert swor.
Dät biättert sik awer met jedem Johr.
Duzbrauer, Lumpazi, et giett keine Brügge!
De Strote schicket sellen äinen wier trügge.
(Werke Bd. I, S. 156f.)

Vielle van Christine Kochs Gedichten seyd tau Laiern maket woren, et leßte van Hugo Straßer, me Liähr in Sundern. Hey is seyne Vertonung van „Landstrotenliäwen“. Et klinget truereg asse de Inhalt is. Taum Schluß konn ve dann näo de „Musekanten“ hören, sungen vam Bamenohler Quartett met Anneliese Schöttler, Marianne Werner, Alfred Schulte un Ulrich Harbecke no`en Näoten van Prafesser Gerd Schulte, Liännestaadt.
De Musik un de Stemmung van düesen beiden Laiern spaigelt akrot diän Gieggensatz wier tüsker Elend un Vergnaigen vam Liäwen op ter Stroten.

III. Taum Schluß

„Herens, Knechte un dai van der Stroten“ , düt is `n Thema, dat us stracks in de Mirre van Christine Kochs Denken un Faihlen weyset, un tworens im Sinne van all diän Grundsätzen, dai Mensken beachten mott, wann se asse Christen un asse Verfechter der Menskenrechte in Frieen liäwen wellt un ohne schülleg te weren an anderen Mensken (ussen Wiägegesellen) un „ an diäm, wat ase Dier- un Plantenwelt tau Nutzen un Gebriuk us üewergafft is woren.“
Et is kein altmäodeg Laid, dat use „Siuerlänske Nachtegall“ singet. Et is näo liuter `ne Weckraup, diäm ve liusken sallt.

(Bislang unveröffentlichtes Vortragsmanuskript)

DIE STADT ESSEN IM LEBEN UND WERK DER CHRISTINE KOCH

Am 4. Juli hat die Christine-Koch-Gesellschaft eine „Literaturfahrt“ zum Welterbe Zeche Zollverein unternommen. Diese Fahrt war Teil des Programms „Sauerland-Masuren, poetischer Sommer 2.-7. Juli 2010“ und sollte den polnischen Gastautoren eine Begegnung mit dem Ruhrgebiet ermöglichen, das um die Jahrhundertwende Tausende von ostdeutschen und polnischen Industriearbeitern und Bergleuten angelockt hatte.
Damals, von 1902-1905, war Christine Wüllner als Lehrerin in Essen-Borbeck-Vogelheim tätig. Der Vortrag geht der Frage nach, welche Rolle diese Zeit in Leben und Werk der Namensgeberin der Christine-Koch-Gesellschaft gespielt hat. Der Text wurde während der Anreise im Bus vorgetragen und lag den polnischen Gästen in einer Übersetzung des Entwurfs vor.

1888 begann die damals 19jährige Christine Wüllner nach erfolgreichem Studium in Duderstadt und dem von einer staatlichen Prüfungskommission abgenommenen Examen in Hannover als Lehrerin in Padberg bei Brilon, wo sie die Mädchen des 3. bis 8. Jahrgangs unterrichtete. 1890/91 erlebte sie dort eine Diphterie-

Epidemie, die 32 Kinder in den Tod riß. Am 1.2. 1902 kam sie nach Borbeck-Vogelheim an die erst Ostern 1898 eröffnete Schule an der Hesselstraße. In den Akten der 1915 nach Essen eingemeindeten Bürgermeisterei Borbeck heißt es dazu: „Die Lehrerin Christine Wüllner (geb. 23.4.1869 in Herhagen, Kreis Meschede) ist am 1.2.1902 nach Borbeck, Hesselstr. 72 Schule zugezogen“.[1] Bald wurde sie mit der Leitung der Mädchenschule in Vogelheim II auf dem Hesselbruch beauftragt Die damalige Klassenstärke lag bei 70. Ein um 1904 aufgenommenes Photo zeigt die junge Hauptlehrerin mit 66 Mädchen ihrer Klasse.[2] Am 1. Januar 1905 scheidet Christine Wüllner krankheitsbedingt freiwillig aus dem Schuldienst aus und zieht zurück ins Sauerland nach Bracht, wo sie am 3. Mai im Alter von 36 Jahren Ehefrau des damals noch vermögenden Landwirts Wilhelm Koch wird. Zuvor hatte sie sich einer „längeren Kur in dem Bad Lippspringe“ unterzogen.[3]

Anfang und Ende der dreijährigen Episode in Essen-Borbeck-Vogelheim waren letztlich krankheitsbedingt gewesen. In der 1929 verfaßten Bitte um eine nachträgliche Pensionsgewährung heißt es, „daß ich mir … eine schwere Erkrankung der Atemwege zugezogen (hatte), so daß ich wegen Tuberkuloseverdacht von Herbst 1895 bis 1896 gegen meinen Willen beurlaubt wurde… Als ich dann, um in mildere Luft zu kommen, eine Stelle in dem dicht an einem großen Walde gelegenen Vogelheim … annahm, gereichte das noch nicht zur Genesung“.[4]
Immerhin behielt sie an ihrer neuen Wirkungsstätte an der Hesselstraße die Nähe zur Natur. „Östlich an der Schule querte eine Güterbahnstrecke die Hesselstraße, dahinter sofort der Borbecker Mühlenbach. Weiter östlich schloss sich ein etwa 500 m breiter Streifen mit Feldern und Wiesen an, auf dem Bauernhöfe standen. Dann kam noch ein Bach, die Berne, dahinter ein größeres Waldgebiet, die Borbecker Mark“.[5] Sollte der Wechsel von Padberg nach Vogelheim dennoch auf einem Irrtum beruht haben? Denn „im Hinblick auf die Frage, ob die Luft im Bereich der Schule, wo Christine Koch wohnte, besonders gut gewesen ist, muß man … auch auf die Zechen und die Eisenbahn in der Nähe verweisen“. Schließlich befand sich die Schule „ in etwa gleicher Entfernung zwischen den Zechen Christian Levin im Nordosten und Neucöln im Südwesten“.[6]

Möglicherweise haben verwandtschaftliche Gründe eine ebenso große Rolle gespielt wie die schriftlich geltend gemachten klimatischen. Während ihrer Padberger Zeit nämlich konnte die junge Lehrerin ihre kleine feuchte Wohnung zu Besuchen ihrer Tante Christine im nahe gelegenen Niedermarsberg verlassen. Diese, eine geborene Nolte aus Reiste, war dort seit 1877 als Lehrerin tätig (sie lebte von 1851-1920) und damals etwa doppelt so alt wie ihre gleichnamige 19jährige Nichte. Besuche bei der wohl gleichgesinnten Tante müssen eine willkommene Abwechslung gewesen sein. Denn sehr „eingeengt …war Christines gesellschaftlicher Verkehr [in Padberg]. In der Regel beschränkte sich der Kontakt auf Lehrer und Geistlichkeit“, und „bedrückend und nicht frei von Spannungen war das enge Zusammenwohnen mit der Familie des Lehrers“.[7]
In Essen-Borbeck war Christine Wüllner ebenfalls nicht allein. Im Borbecker Dorf wohnte nämlich ihre zweitjüngste Schwester Therese, die mit ihrem aus dem Sauerland stammenden Ehemann Bernhard Schmidt die bekannte Gaststätte „Am Schützenhof“ eingangs der „Rechtstraße“ betrieb; wie die Konzessionsurkunde besagt, seit dem 22. Januar 1900.[8]
Konnte Christine hier auch Einblicke in die Schank- und Gastwirtschaft nehmen, die ihr später im Hause Koch in Bracht hilfreich waren? Therese hatte im Laufe ihrer Ehe sechs Kinder und konnte der älteren Schwester sicherlich außerhalb der Schule und des sie umgebenden industriellen Aufbruchs familiäre Wärme bieten. „Zumindest zeitweise hat dort [später?] im Haus ihrer Schwester auch die Tante Christine Nolte nach ihrer Pensionierung gewohnt“.[9] Der Schwager Franz-Josef Koch kam erst 1908 als Lehrer von Wanne nach Essen, dürfte wahrscheinlich beim Wechsel Christines von den Briloner Bergen in die Essener Industrielandschaft kaum eine Rolle gespielt haben.

Die Welt der Industrie wird übrigens für Christine Wüllner nichts grundsätzlich Neues gewesen sein. Immerhin lag Padberg gleichsam im Zentrum des Sauerländer Erzabbaus. Im Werk der Christine Koch spielt dieser jedoch so gut wie keine Rolle. Lediglich in dem platt - deutschen Text „Im Hagen bey Padbiärg“ klingt der Bergbau im „Biärggäist“ und „´n Wichtelmänneken“ sowie im „Stäingerölle ungen am Wiäge“ an.[10] Auch Bracht, seit 1905 Christines endgültige

Heimat, kannte den Bergbau. Denn viele Arbeiter gingen von hier in die Schiefergruben bei Heiminghausen und/oder die Erzgruben bei Harbecke und Meggen. In dem Gedicht „Acht Finsterscheywen“ werden „Feyf Biärgmannshuiser, blank, met Schiewer decket“ erwähnt [11], und der plattdeutsche Schwank „De Hochteyt im Baukhagen, ´ne wohre Geschichte“[12] handelt u.a. von jungen übermütigen Bergleuten, die auf dem Wege von der Nachtschicht (in Heiminghausen?) nach Hause sind.

Menschen und Landschaft der rasch mehr und mehr industrialisierten Welt in und um Essen-Borbeck-Vogelsang finden aber im Werk der Christine Koch überhaupt keine Erwähnung. So urteilt Augustin Wibbelt zutreffend, wenn er schreibt:„…die Großstadt taucht auch nicht einmal am fernen Horizont auf“.[13] Umgekehrt gilt: „Wenigen Leuten in Essen wird Christine Koch, die sauerländische Nachtigall, ein Begriff sein“.[14]

Eigentlich ist es ja verlockend sich vorzustellen, daß diese „*Nachtigall*“, bevor sie nach Bracht kam, in Vogelheim zu „singen“ begonnen hat. Ein Schüler aus ihrer Padberger Zeit berichtet, „daß sie (dort) manchmal während des Unterrichts - z. B. wenn sie am Fenster stand - kleine Verse aus dem Stegreif dichtete und uns Kindern vortrug“.[15] Aus Vogelheim findet sich indessen im späteren Werk kein Nachhall, auch kein Hinweis auf die Menschen, mit denen sie dort zu tun hatte.
Ob dies auch für die zahlreichen unveröffentlichten Texte gilt, die sie später in Bracht vernichtet hat, ist eine müßige Frage. Bedenkenswerter ist da schon der Umstand, daß Christine Wüllner unter dem Druck der Verantwortung als Schulleiterin und der Belastung durch den Unterricht, dazu einer fortdauernden Erkrankung der Atemwege, dem Dichten keinen Raum geben konnte.
Denn „durch Bergbau, Eisenbahn und Industrie kamen seit Jahrzehnten viele neue Leute hinzu. Die Bürgermeisterei war deshalb gezwungen, neue Schulen zu bauen und Lehrer einzustellen. Im Rahmen dieser Entwicklung wurde auch die Schule an der Hesselstraße gebaut…viele Väter der Schüler waren Bergleute, viele aus den östlichen Provinzen Preußens zugezogen. Ein unbestimmbarer Anteil der Schüler der katholischen Schule Vogelheim II wird polnisch als Muttersprache gesprochen haben“.[16] Vielleicht waren die Verhältnisse

ähnlich den heutigen dort, wo Schüler mit „Migrationshintergrund“ in der Mehrheit sind. Jedenfalls dürfte die Lehrerin Christine Wüllner kein leichtes Leben gehabt haben. Dennoch bekennt sie später in einem Schreiben an ihre Freundin Josefa Berens-Totenohl vom 3.7.1937. „Sechzehn Jahre (davon 13 in feuchter Wohnung…) habe ich reichlich schweren Schuldienst gern und treu verrichtet…“.[17] Diese „Berufsfreude“ kommt auch in dem gleichnamigen Gedicht zum Ausdruck, das aus dem handschriftlichen Nachlaß der Dichterin stammt und undatiert ist. Dort lauten die Schlußzeilen: „Ein König bist du…in deinem Reich, / Dem Amt des Jugendbildners kommt kein anderes gleich“.[18] So heißt es denn auch im Nachruf über ihre Tätigkeit in Vogelheim in den „Borbecker Nachrichten“: „Wegen ihrer wahren Herzensgüte und als tüchtige Lehrerin war Frl. Wüllner allgemein beliebt und sehr geschätzt, und man bedauerte aufrichtig ihren Fortgang“.[19]

Ein Jahr danach schätzt Matthias Lambertz als Pfarrer der neugegründeten Kirche St. Michael – wie die Schule zwischen den Zechen Christian Levin und Neucöln gelegen – den Anteil der Polen in seiner Gemeinde auf ein Drittel. Nach seiner Priesterweihe am 10.08.1897 hatte er sich ein Jahr zum Studium der polnischen Sprache beurlauben lassen und war jetzt in der Lage, seine polnischen Pfarrkinder in deren Muttersprache religiös zu betreuen.[20]
Die vielfältigen Probleme der Immigranten mit der Sprache ihres Zuwandererlandes dürften auch Christine Wüllner in ihrem Schulalltag begegnet sein. Und so ist es durchaus möglich, daß diese Erfahrungen - nicht nur aus *ihrer* Lehrtätigkeit - später den Grund dafür abgegeben haben, den eigenen Kindern das Erlernen der heimischen Mundart im häuslichen Milieu zu versagen, um ihnen die Sozialisation in eine auch im Sauerland zunehmend vom Hochdeutschen beherrschte Gesellschaft nicht zu erschweren. Vielleicht haben bei dieser für eine Mundartdichterin doch überraschenden Entscheidung auch Erfahrungen des Schwagers Franz Josef Koch eine Rolle gespielt, der 1908 nach Essen kam, und zwar von Wanne, wo er mit 60 Schulneulingen konfrontiert worden war, die nahezu ausschließlich aus Polen, Russen, Tschechen und Italienern bestanden. Christine Wüllners Situation könnte der ihres Schwagers ähnlich gewesen sein.

„Spuren von Christine Koch“, so hat mir Andreas Koerner, 2. Vorsitzender des Kultur-Historischen Vereins Borbeck e. V. mitgeteilt, „sind heute nur mit viel Fantasie zu erhaschen. Das Schulgebäude von kath. Vogelheim II existiert nicht mehr. An der Stelle der Gastwirtschaft >Schützenhof< befindet sich jetzt eine Parfümerie. Es gibt eine Karte der Bürgermeisterei von 1904, auf der man die Lage der Schule in Augenschein nehmen kann. Es gibt eine Luftaufnahme von etwa 1965, auf der die Schule noch erkennbar ist. Es gibt ein Foto von der Gastwirtschaft >Schützenhof <, eine Anzeige im Adresssbuch von 1905“. Und weiter: Der Wald wurde 1920 abgeholzt.

Da es, wie schon erwähnt, auch im Werk der Sauerländer Nachtigall keine unmittelbaren Hinweise auf ihre Essener Zeit gibt, müssen deren Nachwirkungen anderswo zum Vorschein kommen.
Am augenscheinlichsten finden sie sich in der Ausnutzung bestimmter Essener Publikationsorgane. Das geschieht von Bracht aus und wäre wahrscheinlich ohne die Unterstützung durch den Schwager Franz Josef Koch (22.3.1865 Bracht – 23.10.1947 Berge Kr. Meschede) nicht möglich gewesen. Dieser war, wie schon erwähnt, 1908 nach Essen gekommen, wo er 1910 Schulleiter und 1937 Rektor der neugegründeten 22 klassigen Schule in der„Großen Bruchstraße“ (ab 1915 „Tiegelstraße“) wurde. Selbst Autor plattdeutscher Texte und zahlreicher pädagogischer Sachbücher, war ihm 1914 der Dichterpreis der „Literarischen Gesellschaft Köln“ verliehen worden Er war Schriftleiter des 1924 gegründeten Essener „Kindersonntag“, einer wöchentlich erscheinenden sechsseitigen Kirchenzeitungsbeilage im Verlag der „Katholischen Kirchenblätter Essen“, Ottilienstr. 16a. Diese wollten der religiösen Bildung, aber auch „ >zweckfreier< Kinderunterhaltung“ dienen.[21] Hier veröffentlichte Christine Koch über 170 Gedichte und über 200 kleine Prosastücke. Eine Auswahl davon hat Peter Bürger zusammengestellt in Band III der Esloher Werkausgabe. Unter den Gedichten finden sich einige, die auch in sauerländer Platt erschienen sind, wobei nicht immer zu ermitteln ist, welche Fassung die ursprüngliche ist. Jedenfalls bietet das kirchliche Publikationsorgan der längst aus dem Schuldienst ausgeschiedenen und nach Bracht im Sauerland verzogenen Autorin die Möglichkeit, auf andere Art pädagogisch tätig zu bleiben.

Zu Recht weist Peter Bürger im „Liäwensbauk“ darauf hin, daß ihr dies als verheirateter Lehrerin im Dienst nicht möglich gewesen wäre, da Lehrerinnen im Dienst von Staats wegen unverheiratet sein mußten. So aber kann sie fern der Schule jene „Berufsfreude“ genießen, die sie in dem bereits erwähnten gleichnamigen Gedicht besungen hat. Vielleicht ist dies auch der Grund dafür, daß sie im „Kindersonntag“ fast ausschließlich unter ihrem Mädchennamen schrieb (Kurzform Chr.W. oder C.W.), unter dem sie ja drei Jahre lang an der kath. Volksschule Vogelheim II tätig gewesen war. In der Zeit von 1925 bis 1936 erschienen in den insgesamt 13 Jahrgängen des „Kindersonntag“ in erster Linie religiöse Texte zum katholischen Brauchtum, zu den Festen im Kirchenjahr und zum Leben Jesu sowie – in auffälliger Häufung – zur Hl. Maria. Über das Engagement der katholischen Erzieherin hinaus verraten sie einen nahezu missionarischen Eifer. Angesichts der wöchentlichen Erinnerung an die ehemalige Lehrerin Christine Wüllner ist es natürlich nicht verwunderlich, daß diese in Essen als „Sauerländer Nachtigall“ so gut wie unbekannt bleiben mußte, selbst den Lesern des „Kindersonntag“, denn ihren Künstlernamen erhielt sie erst in Bracht. Immerhin wird dieser kurz erwähnt in einem Aufsatz von Johannes Pesch über die Geschichte des katholischen Volksschulwesens im Essener Stadtbezirk Borbeck.[22]

Auch dem bedeutendsten Dichter in Borbecker Platt, Herrmann Hagedorn (1884-1951), war die Sauerländer Nachtigall keine Unbekannte. Sein hochdeutsches Widmungsgedicht „Christine Koch“ stammt aber wohl erst aus seiner Zeit in Fretter, wohin er von Essen verzogen war. Seine „Gedichte in niedersächsischer Mundart“ – Hatte on Heeme, Botterblaumen, Essen o.J. – hatte er Christine Koch am 20.11.1946 in einem Exemplar gewidmet: „Christine Koch, dä suerlänner Nachtigall, ant Hatte gelagg.“[23]

Hatte Christine Wüllner/Koch im „Kindersonntag“ die „Katholischen Blätter Essen“ dazu genutzt, als ehemalige katholische Lehrerin religiös-pädagogische Wertvorstellungen für Kinder öffentlich zu machen, so publiziert sie 1925 in der „Essener Volkszeitung“ sieben Folgen einer Erzählung unter dem Titel „Gottes Mühlen mahlen“, in der sie gesellschaftskritische Gedanken zur Anschauung bringt, wie Peter Bürger formuliert: „Kritik am bäuerlichen Patriarchat“.[24] Die „Essener Volkszeitung“ bietet ihr also ein Forum für Ansichten, die zu äußern ihr die bäuerliche Gesellschaft des Sauerlandes und wohl auch

die Rücksicht auf die eigene Familie in Bracht verboten hätten. Auch die Wahl des Handlungsortes, nämlich des Münsterlandes, dürfte in diesem Sinne als Vorsichtsmaßnahme gedeutet werden. Wäre die Geschichte der Tochter des Dorfschulzen Berkenhof, die ausdrücklich nicht als „Frauenrechtlerin“,[25] sondern als Lehrerin einer gemischten Klasse das aus Gewohnheit und Überlieferung gewordene „Recht“ des Mannes auf „Unterdrückung“ der Frau abschaffen will, in ihrer Heimat verbreitet worden, so wäre Christine Kochs Stellung im Dorf sicherlich noch schwieriger geworden, als sie ohnedies schon war. Denn die fiktive Lehrerin Margit, die bei einer Familientragödie zu Tode kommt, hatte auch Presseartikel vorbereitet wie z.B. „Frauen auf dem Lande“, „Heimliche Märtyrerinnen“, „Gefährtin, nicht Sklavin des Mannes“.[26] Über Christine Koch schreibt deren Freundin Josefa Berens-Totenohl 1929: „Sie ist die am schwersten niedergebeugte und vom Leben getretene Frau, die ich kenne, Aber sie kann da einmal sterben, wo ihr Leben zertreten worden ist“.[27]

Vieles spricht dafür, daß die Bereitschaft Essener Zeitungen zur Publikation von Texten Christine Kochs kaum auf deren Popularität bei den dortigen Lesern zurückzuführen ist, schon gar nicht so lange nach ihrem Fortgang. So dürfte wie beim „Kindersonntag“ auch bei der „Essener Volkszeitung“ der Schwager Franz-Josef Koch die Hand im Spiel gehabt haben. Schon 1910 Rektor einer großen Schule, könnte er auch als Mitbegründer der Essener Volkshochschule Einfluß auf das kulturelle Leben der Stadt und deren Pressewesen gehabt haben. Schließlich hatte er in der VHS neben der Dozentur für Botanik auch die für Religionspädagogik, woraus sich möglicherweise die religiöse Grundausrichtung des „Kindersonntag“ erklären läßt. Daß ihm viel an der literarischen Position seiner Schwägerin lag, mag aus der verbreiteten Vermutung erhellen, daß er aus Rücksicht auf sie seine eigenen Gedichte nicht gesammelt herausgegeben hat.[28] Sein umfangreicher Nachlaß liegt im Heimat- und Schieferbergbaumuseum in Schmallenberg-Holthausen.

„Verborgenes Schreiben“ nennt Peter Bürger Christine Kochs Mitarbeit am „Kindersonntag“ und an der „Essener Volkszeitung“, da diese Texte scheinbar weder für das Sauerland geschrieben noch tatsächlich im Sauerland bekannt waren.[29]

Eine fragmentarisch wirkende Brieferzählung („Sonntagskinder“), die möglicherweise entfernt auch mit Essen zu tun haben könnte, ist aber gar nicht veröffentlicht worden, sondern handschriftlich im Nachlaß verblieben. Peter Bürger hat sie in Bd. III der Esloher Werkausgabe publiziert.[30] Es handelt sich um einen als Liebesgeschichte entwickelten pädagogischen Text um die junge Lehrerin Felicitas Ehrhardt mit deutlich autobiographischen Anklängen, in dem der von Franz Josef Koch erfundenen „Phonomimik“ ein eigenes Kapitel gewidmet wird, jener „Lautgebärdenmethode“ zum Erlernen des Lesens und Schreibens, die angeblich noch bis vor kurzem hier und da als „Kochsche Fingerlesemethode“ im Anfangsunterricht „minderbegabter Schüler“ benutzt wurde. Andreas Koerner, in Anlehnung an das „Lexikon westfälischer Autoren und Autorinnen 1750–1950“, und auch Dietmar Rost verneinen ausdrücklich, daß dieser Methode die pädagogisch-didaktischen Erfahrungen Franz Josef Kochs mit den multinationalen „Schulneulingen“ im Kohlerevier zugrunde gelegen haben sollen. Sie sei vielmehr aus der Beeinträchtigung des eigenen Sprechvermögens nach einem Schlaganfall in jungen Jahren entstanden. Ihr Ursprung aus Erfahrungen mit Immigrantenkindern wird jedoch überzeugend von Dieter Wiethoff dargelegt, der Franz Josef Koch entsprechend zitiert.[31]
So könnte man Christine Kochs Erzählung „Sonntagskinder“ als eine Homage an ihren Schwager verstehen, als ein Dankeschön für alles, was er von Essen aus für seine Schwägerin bewirkt hat.

Zusammenfassend läßt sich feststellen:

Der krankheitsbedingte Wechsel Christine Wüllners von Padberg/ Brilon nach Essen-Vogelheim-Borbeck hat keine nachhaltige positive Wirkung auf deren Gesundheit gehabt. Obwohl Schulleiterin an der neuerrichteten Schule Vogelheim II und sehr beliebt, hat sie dort keine Spuren hinterlassen. Auch Wohn- und Arbeitsstätten ihres dreijährigen Aufenthalts in der aufblühenden Industriestadt sind heute nicht mehr vorhanden.
Essens Bedeutung für die spätere „Sauerländer Nachtigall“ beruht auf dem Einfluß des ebenfalls als Schulleiter in Essen tätigen renommierten Schwagers Franz Josef Koch. Er ermöglicht Christine Veröffentlichungen im „Kindersonntag“ beim Verlag der „Katholischen Kirchenblätter Essen“ sowie in der „Essener Volkszeitung“,

durch die sie von Bracht aus eine Essener Leserschaft religiös-pädagogisch und sozial-kritisch zu „erziehen“ sucht.
In der im Nachlaß überlieferten Erzählung „Sonntagskinder“ setzt sie dem Schwager ein literarisches Denkmal durch die begeisterte Darstellung der Kochschen „Fingerlesemethode“. Diese geht zurück auf Erfahrungen mit multinationalen Schulklassen als Folge der starken Einwanderung ins Kohlerevier, die auch in Essen-Vogelheim-Borbeck eine Rolle gespielt hat.
Die Erfahrungen mit den sprachlichen und folglich auch sozialen Schwierigkeiten der Einwandererkinder dürften wohl mit ein Grund dafür sein, daß die Mundartdichterin Christine Koch mit den eigenen Kindern nur hochdeutsch gesprochen hat.

Für sachliche Hinweise und kritische Durchsicht danke ich dem Kultur-Historischen Verein Borbeck e.V. und seinem Zweiten Vorsitzenden, Herrn Andreas Koerner.

Manfred Raffenberg

Nachtrag zu Franz Josef Koch: „*Die kleinen Slawen zeigten ein lebhaftes Gebärdenspiel, das mich an die Taubstummen beim Hospitieren in der Taubstummenanstalt zu Büren denken ließ… Aus dieser pädagogischen Sicht entwickelte ich das Fingerlesen für den Unterricht der Anfänger.*“ (In: „Daten zur pädagogischen Lebensarbeit von Franz Joseph Koch“, S. 4, Teil der Unterlagen zu Franz Joseph Koch bei Dieter Wiethoff.)

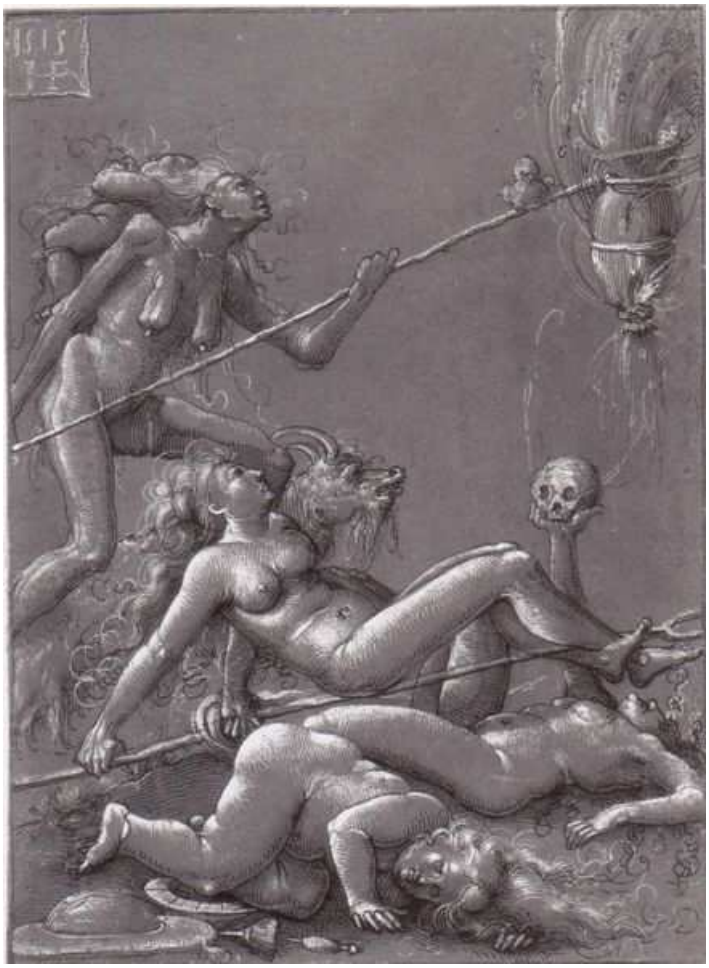
Anmerkungen/Quellen:

1. *Andreas Koerner, 2. Vorsitzender Kultur Historischer Verein Borbeck e.V., Weidkamp 10, 46355 Essen, auf Anfrage.*
2. *Peter Bürger, „Liäwensbauk“. Christine Koch Werke, Ergänzungsband, hrsg. Maschinen- und Heimatmuseum Eslohe1993, S.33. [Kurztitel nachfolgend: Chr.Koch-Werke Bd. IV]*
3. *Christine Koch: Koch-Werke Bd. IV, S. 35.*
4. *Chr.Koch-Werke Bd. IV, S.32f.*
5. *Andreas Koerner (wie Anmerkung 1).*
6. *Andreas Koerner (wie Anmerkung 1).*

7. *Johannes Bödger, „Christine Koch - des Sauerlandes große Dichterin - als Lehrerin in Padberg“. Zitiert in „Liäwensbauk“, S. 192.*
8. *Andreas Koerner (wie Anmerkung 1).*
9. *Chr.Koch-Werke Bd. IV, S.32.*
10. *Christine Koch Werke Bd. II, Eslohe 1994, S.125.*
11. *Christine Koch Werke Bd. I, bearbeitet von Manfred Raffenberg, Eslohe1992, S. 150.*
12. *Chr.Koch-Werke Bd. II, S. 126f.*
13. *Zitiert im Anhang zu: Christine Koch, „Sunnenried“, Gedichte in Sauerländischer Mundart, Neheim (Ruhr) 1929.*
14. *Andreas Koerner (wie Anmerkung 1).*
15. *Chr.Koch-Werke Bd. IV, S.32.*
16. *Andreas Koerner (wie Anmerkung 1).*
17. *Chr.Koch-Werke Bd. IV, S., 33.*
18. *Christine Koch Werke Bd. III, bearbeitet von Peter Bürger, Eslohe 1991, S. 65.*
19. *Johannes Pesch, Christine Koch-Wüllner die >Sauerländische Nachtigall<“, in: Borbecker Nachrichten vom 25. Mai 1951, zitiert von A. Koerner.*
20. *Andreas Koerner (wie Anmerkung 1).*
21. *Chr.Koch-Werke Bd. III, S. 9.*
22. *Andreas Koerner (wie Anmerkung 1).*
23. *Chr.Koch-Werke Bd. IV, S. 272 u. 301.*
24. *Chr.Koch-Werke Bd. III, S. 9.*
25. *Chr.Koch-Werke Bd. III, S.136.*
26. *Chr.Koch-Werke Bd. III, S. 139.*
27. *Vgl. Manfred Raffenberg, „Impulse – Christine Koch und Schmallenberg“. In: Lebensbilder Schmallenberger Frauen. Hrsg. Frauenbeauftragte der Stadt Schmallenberg und Heimat- und Geschichtsverein Schmallenberger Sauerland e.V., Zimmermann Druck Balve, o.J., S. 181.*
28. *Dietmar Rost, „Drei Schulen im Sauerland tragen seinen Namen. Franz Joseph Koch“. In: SAUERLAND, Zeitschrift des Sauerländer Heimatbundes, Nr 2/Juni 1990, S. 53.*
29. *Chr.Koch-Werke Bd. III, S. 9.*
30. *Chr.Koch-Werke Bd. III, S. 142ff.*
31. *Dieter Wiethoff, Nachwort zu „Bunte Musekanten. Plattduitske Reyme van Franz Josef Koch“. Hrsg. Schieferbergbaumuseum Holthausen, Verlag Grobbel, Fredeburg 1991, S. 162.*

(Erstveröffentlichung in: Sauerland Nr. 3/Sept. 2010, S. 139-144.)

STUDIE ZU EINEM TEXT
CHRISTINE KOCHS



Meister Hans Franck (1522 Basel): Hexen – Federzeichnung
Wikimedia.org

„KICK“, SAGG` DE KATTE…

ANNÄHERUNG AN
HINTERGRÜNDIGES UND ABGRÜNDIGES IN EINEM DER AUS DEM VOLKSGUT GESCHÖPFTEN PLATTDEUTSCHEN GEDICHTE VON CHRISTINE KOCH

Ihre Zeit als Ratten- und Mäusefänger ist längst vorbei. Heute ist die Hauskatze Kuschel- und Schmusetier und erfreut sich bei jung und alt auch in Deutschland wachsender Beliebtheit. Zahlreich sind die Sprichwörter, die der Mensch im langen häuslichen Umgang mit ihr geprägt hat und in denen er eigenes Verhalten – zumeist kritisch –

anspricht, wie z. B. in „Die Katze läßt das Mausen nicht“ oder „Wie die Katze um den heißen Brei herumreden.“ So hat sie bei uns auch in der Tradition der satirischen Tierdichtung ihren Platz, wie in Wilhelm Tiecks Märchenspiel „Der gestiefelte Kater“ (1797) oder in E. T. A. Hoffmanns zweibändigem Roman „Lebensansichten des Katers Murr“(1819-1821). Wie „menschlich“ sich die Katze in unserer Sprache eingerichtet hat, zeigen etwa Ausdrücke wie „Schmusekatze“ oder „Katze“ zur Bezeichnung vor allem weiblicher Anschmiegsamkeit oder Widerborstigkeit sowie „katzenfreundlich“ oder „Naschkätzchen“. Inzwischen haben die Katzen in vielen Supermärkten ihre eigene „Lebensmittelabteilung“. Selbst im modernen Straßenverkehr sind sie mit den reflektierenden „Katzenaugen“ präsent.

Und wer noch einen Rest von Aberglauben in sich trägt, fürchtet sich davor, daß ihm eine schwarze Katze über den Weg laufen könnte.

Auch in den Gedichten Christine Kochs begegnen wir Katzen. „Arm Kätzchen“ aus dem „Kindersonntag“ wird in verwahrlostem Zustand von Kindern gefunden, die es mit nach Hause nehmen und ihre Mutter bitten, es wieder aufzupäppeln:

Ach, Mutter, koch ihm ein Süppchen,
es ist ja noch Mehl im Topf!
Ich und mein liebes Püppchen
Schenken`s dem armen Tropf.
(Chr.Koch-Werke Bd. III, S. 23)

Die kindliche Zuwendung und die Niedlichkeit der schließlich mit Milch, Zucker und Semmel verwöhnten Mieze schaffen schnell eine idyllische Küchenatmosphäre, die der moralischen Zufriedenheit des Lesers angesichts der Rettung des Tierchens aus großer Not zusätzliche Wärme verleiht. Und dahinter verspüren wir die wohlmeinende pädagogische Absicht der Autorin: Brave Kinder! Es ist gut, zur Rettung eines armen Wesens auf eigenen Genuß zu verzichten.

Dieses Gedicht verrät eine spürbare Nähe zu Friedrich Hebbel, „Aus der Kindheit“, in dem ein Kind gar das eigene Leben für die Rettung seines Lieblings einsetzt:
Ein besonders niedliches Kätzchen hat immer wieder gestohlen, wohl in der Küche und der Vorratskammer, und soll nun durch Nachbars

Peter „im Teich versenkt“ werden. Vergeblich scheint alles Betteln und Flehen um sein Leben:

Mutter, laß das Kätzchen leben;
jedesmal, wenn`s dich bestiehlt,
sollst du mir kein Frühstück geben,
sieh nur, wie es artig spielt!

Der Junge findet kein Gehör, will aber dann das Kätzchen selbst ertränken, um ihm unnötige Qualen durch Peter zu ersparen. Er wirft es in den Teich, springt aber dann sogleich hinterher, um es doch zu retten, wobei er beinahe selbst ertrinkt. Zum Glück werden beide von Peter vor dem Ertrinken bewahrt.

Katzenliebe wie in „Das Kätzchen“ und „Aus der Kindheit“ setzt allerdings materielle Sorglosigkeit bei denen voraus, die sich ihr ergeben. Wenn es wie in Luise Rinsers Kurzgeschichte „Die rote Katze“ ums Überleben der durch den Krieg selbst von Hunger gequälten Familie geht, überwiegt die Sorge für die kleinen Kinder und Geschwister die Tierliebe auf seiten des älteren Bruders und schließlich auch der Mutter. Die Lebensmittelknappheit macht die Naschereien und Diebstähle der zugelaufenen Katze bald unerträglich, weil unverantwortlich. So wird dieser „rote(n) Teufel von einer Katze“ schweren Herzens in den eisigen Fluten des nahen Flusses ertränkt. Man ist einen zusätzlichen Esser los, trägt aber sehr lange an der Last eines schlechten Gewissens.
Luise Rinser relativiert also die bei Christine Koch und Hebbel demonstrierte kindliche Opferbereitschaft zur Rettung des Kätzchens, wirft aber zugleich ein kritisches Licht auf den rohen Umgang mit Katzen im literarischen Volksgut dort, wo er auch nicht im entferntesten von materieller Not diktiert wird.

Denn Zuwendung auf Grund von possierlichem Gebaren, Verantwortungsgefühl gegenüber der Kreatur, Freundlichkeit als Folge nutzbringender Hausgemeinschaft oder Duldung über Jahrhunderte bekannter Verhaltensmuster werden dort ohne Not aufgegeben, so daß der Umgang des Menschen mit einem seiner ältesten Haustiere von unbegründeter Gnadenlosigkeit diktiert erscheint.

Der Unterschied zwischen selbst opferbereiter Zuneigung und rücksichtsloser Bestrafung springt auch bei Christine Koch sogleich in die Augen, wenn man „Arm Kätzchen“ mit dem ebenfalls von ihr aus dem Volksgut ergänzten Gedicht „Kick “, saggte de Katte vergleicht. Auch in diesem Gedicht haben wir es mit einer für die Naschkatze konstitutiven Küchenszene zu tun, aber ohne die Anwesenheit von Kindern.

„Kick“, sagg`de Katte, käik se in `en Pott,
Kräig se ennen met `em Lieppel an `en Kopp.
Katte diär de Diär,
Lieppel ächterhiär,
Aanbrannt imme Pott,
Räohert weren mott.
Kritt de Kiäkske sey en Pruakelhaken hiär.

„Kick“, sagg` de Katte, käik se in de Diär:
Wieten woll` se, wat im Hiuse was fiär Wiär.
Knäip de Äogen tau,
Raip miau-miau,
Släik sik lanksam aan.
Kiäkske, dai wor wahn,
Peck de Katte, smäit se in `en Waterpott.

„Kick“, sagg` te Katte, käik se iut `em Pott:
„ `t is kein Kalf un keine Katte nitt, dai mott!“
Dee ne wahnen Flüg,
Waterpott was lieg,
Kiäkske, dai wor flau,
Schriggere Mord-marjau:
„Use swuarte Katte hiät de Duiwel haalt!“

Ein scheinbar doch immer noch eher lustiges Gedicht, das sich in der hochdeutschen Fassung von Nellius für dessen unter dem Titel „Ruhrgold“ zusammengefaßten „Chorliederkreis“ noch lustiger anhört als im plattdeutschen Original. Ein lustiges Gedicht auch, insofern es sich dem in der Esloher Werkausgabe vorangestellten „Eia Popeia“ unmittelbar zuzuordnen scheint: Auch dort nämlich findet sich eine Küchenszene mit einer verdächtigten Nasch-Katze: Das gebratene

„Kuikelken“ ist bis auf die Knöchelchen und Angebranntes aus dem Topf verschwunden. Natürlich wird das Kätzchen verdächtigt, obwohl es heißt:

„Heww` doch kein Kättken,
kein Rättken nit saihn!“

Vielleicht ist der Braten ja auch „nur“ verbrannt, so wie er in dem vorgenannten Text durch die Schuld der Katze angebrannt ist, da diese die Köchin von ihrer Arbeit abgelenkt hat. Aber daß sie als Sündenbock herhalten muß, ist offensichtlich Volksgut. So zitiert Ludwig Klute in seiner Sammlung „Pflanzen und Tiere im Sprachgebrauch unserer Vorfahren“ unter >Keyk, sagg` de Katte<: „…De Bron is anbrannt, owwer de Katte was schuld.“

Natürlich gehörte die Nasch-Katze zu den Alltagserfahrungen der ländlich-bäuerlichen Gesellschaft, und nicht umsonst ist ja auch ihre Dieberei sprichwörtlich geworden. Besonders unwiderstehlich wirkt Fischgeruch auf ihren Appetit, wie Achim von Arnim und Clemens Brentano in ihrer berühmten Sammlung aus deutschem Volksgut überliefern. In dem „Kinderlieder“ betitelten „Anhang zum Wunderhorn“ führen sie auch einen Abzählreim an, dessen erste Strophe lautet:

Eins, zwei, drei,
In der Dechanei
Steht ein Teller auf dem Tisch,
Kömmt die Katz und holt die Fisch,
Kömmt der Jäger mit der Gabel,
Sticht die Katze in den Nabel,
Schreit die Katz: Miau, miaun,
Will`s gewiß nicht wieder taun.

Mag sein, daß dieser grausame Abzählvers aus erzieherischer Absicht in Kindermund gelegt ist, um den Kleinen die schmerzhaften Sanktionen gegen das Naschen zu verdeutlichen. Auf diese pädagogische Absicht deutet jedenfalls das stereotype Versprechen am Schluß: „Will`s gewiß nicht wieder taun.“ Auch Klute denkt ja erzieherisch, wenn er „>Keyk!<, sagg`de Katte, keyk se innen Pott, kreyg se ennen

mettem Liepel vüören Kopp“ interpretiert: „Neugierige und Naschhafte müssen bestraft werden.“ Aber welch ein Unterschied in der pädagogischen Lektion im Vergleich zu Hebbels liebevoller „Kindheitserinnerung“ und dem rührenden „Arm(en) Kätzchen“von Christine Koch! Selbst in der „Roten Katze“ Luise Rinsers bleibt die Moral intakt, denn vor allem der Junge, der sie schließlich ersäuft hat, fühlt sein Unrecht in der Kraft seines schlechten Gewissens.

Auch in anderen Kinderreimen spielt die Katze (ohne Not) eine beklagenswerte Rolle, so in dem weit verbreiteten Liedchen zum „Flaitepeypkes maken“ („Sippe, Sappe Sunne…“,), wo die auf die saftige Rinde (derWeide) abgegebenen Schläge symbolisch einer Katze zu gelten scheinen, vielleicht (auch) wegen der Assoziation mit den Weide-„Kätzchen“.
Dieses im Sauerland verbreitete Liedchen findet sich in ähnlicher Form auch bei Wilhelm Kathol im „Bassmes Hof“ und Ludwig Klute („Lieder beim Flötenklopfen“). In beiden Fällen, das Kätzchen will „Saap halen“ bzw. „en bietken Schmand“, kommt der „Hesse / met diäm/diän langen Messe, / woll dem/diäm Kättken den/en Hals af(f)schneyen.“ Bei Kathol schließt das Lied:“Kijack, Kajack, Hals is aff“, während es bei Klute heißt:

Do raip dat Kättken: „Kijack – kijack!”
Is dat Peypken nöo nit iut?
Sall diek doch de Duiker halen!
Sall diek doch de Duiker halen!“

Verglichen mit den zunächst angeführten plattdeutschen Texten von Christine Koch zeigen die Abzählverse einen noch roheren Umgang mit dem Katzentier („...mit der Gabel, Stich die Katze in den Nabel…“; „…en Hals affschneyen…“), das zwar dort Zielscheibe von dem ihr nachgeworfenen Löffel wird und vom „Pruakelhaken“ Schlimmes zu erwarten hätte, aber schließlich doch nur in einen Topf mit Wasser gesteckt wird, was ihr bei der sprichwörtlichen Scheu der Katzen vor dem nassen Element unangenehm genug sein mag, aus dem sie aber mit einem Sprung entkommt, einem Sprung allerdings, als sei sie mit dem Teufel im Bunde („Unsere schwarze Katze hat der Teufel geholt!“). Oder steckt doch mehr hinter dieser Bestrafung?

Der kritische Leser fragt sich jedenfalls, wieso denn das Entkommen der Katze aus einem „Waterpott“ ein so erstaunlicher Vorgang gewesen sein soll, so unfaßbar, daß der Köchin „flau“ wird, d.h. daß sie einer Ohnmacht nahe ist. Wenn hier Christine Koch in der von ihr angefügten Strophe die Katze mit dem Teufel im Bunde sieht, so hat sie sich sicherlich einen größeren Behälter vorgestellt (bei Nellius ist es ja auch ein „Wasserfaß“), wahrscheinlich glattwandig, so daß die Krallen des Tieres zum Herausklettern keinen Halt fanden und es eines wahren „Fluges“ in die Freiheit bedurfte („Dee ne wahnen Flüg“). Sollte die Katze also doch ersäuft werden, da sie, wie Nellius bei seiner auch hier recht freien Übertragung wohl richtig erfaßt, eine „Satanskatze“ ist, so daß dann der Ausruf der Köchin „Use swuarte Katte hiät de Duiwel haalt!“ wörtlicher zu nehmen ist, als man dies zunächst möchte?

Die Beantwortung dieser Frage fiele leichter, wenn man mit Sicherheit davon ausgehen könnte, daß Christine Koch – und wohl auch Nellius – Grimmes Bearbeitung des volkstümlichen Motivs der naschhaften Katze in der Küche gekannt hat. Die Wahrscheinlichkeit dafür ist sicherlich groß. Festzuhalten bleibt jedenfalls, daß Christine Koch Nellius` Übertragung ihrer Zeilen gekannt haben wird.

In „Paulus Kaukendaif“ (Grimme, „Sprickeln un Spöne“) backt Annäiwe Eiserkuchen für den Sonntag, muß aber wiederholt feststellen, daß von den auf einer Leiste zur Kühlung ausgelegten einige verschwinden, ohne daß sie den Dieb bemerkt hat:

> *„Et is Häxerigge in user Küken! Et was mey ok altens, ase wann ik den Spauk härr` schleyken hoort, un en paarmool is et mey kalt diär den Rüggen laupen – et is nit richtig“.*
>
> *Handirk troistede sai un mainte: „Dät hiät de Katte dohn.“ Un Annäiwe saggte: „Wann ik dat wüßte, dann schlaig`ik dai Dunnerwiärs-Katte nau van Owend oppen Kopp.“ – Bo sik des anderen Dages de Katte ment saihn lait, kräig sai van Annäiwe `ne Nuff mettem Faute. Den folgenden Soterdag was awwer dai neemlike Geschichte: de Kauken wollen gar nit ruimen innen Kuarf, un woorten eeger wenniger ase mehr; un tau iärem Unglück kam de Katte, ase de leste Kauken imme Eysen was, taufällig üwer de Diälle rop, satte sik beyn Heerd un woll sik do*

kommaude de Pauten lecken un den Boort streyken – do was et richtig, de Katte was de Daif un kain andrer; do was füär sai kain Hail mehr op dür Welt: äist geschlagen un getriähn, dann kräig se `ne Stäin ümmen Hals un woorte versoipet imme Mühlengrawen, den selftigen Owend nau.

Aber am folgenden Samstag fehlen wiederum einige Kuchen, und sogar das Eisen ist verschwunden. Nun ist klar: „ De Katte was unschüllig, et is en Spauk, en Spauk! Vey mottet Root briuken! Moren amme Dage no der Frugge te Sinxen schicken! Wann `t us ok en Pund Lechter kostet! ... Jömmer Handirk, hey regäiert de lebändige Duiker!“

Aber die Katze war unschuldig. Handirk selbst findet heraus, daß Paulus, einer der Burschen des Nachbarn Meister Anton, der Kuchendieb gewesen ist. >Un Antun schlaug op diän armen Paulus, ase wanne Hawer duasken härr`, bit amme Braken kain Twilleken mehr saat, un bey jedem Schlage raipe `me tau: „Ik well dey Awweteyt tau Kauken maken! Diu sast de Finger dernoh lecken!“<, so daß auch dieser Text, aber anders als bei Hebbel und im „Arm-Kätzchen“, einer nunmehr drastisch vorgeführten pädagogischen Absicht unterworfen scheint. Dabei fällt auf, daß das wesentlich schwererwiegende Vergehen, das Quälen und Ersäufen der unschuldigen Katze (begangen von Erwachsenen), ungesühnt bleibt (Bei Luise Rinser folgt der Tat immerhin ein quälendes Schuldbewußtsein). Daß die Katze als Sündenbock herhalten und ein dämonisch verbrämtes Vorurteil mit dem Leben bezahlen muß, wird fraglos hingenommen.
Christine Koch geht diesem Problem in ihrem plattdeutschen Katzengedicht aus dem Wege, indem sie die Möglichkeit der Beseitigung der Katze durch Erschlagen (Pruakelhaken) und Ersäufen (smäit se in `en Waterpott) zwar andeutet, das aber (jedenfalls noch) unschuldige Tier unbeschadet entkommen läßt, wenn auch durch einen für die Köchin unbegreiflichen Befreiungssprung (Uese swuarte Katte hiät de Duiwel haalt!), der wie Hexerei erscheint.

Grimme nun läßt die Köchin auf nahezu alle bekannten abergläubischen Erklärungsversuche zurückgreifen, um darauf ihr mörderisches Vorurteil aufzubauen: „… et weert mey aisig un grüggelsk in

user Küken…Et is Häxerigge in user Küken… Et was mey, ase wann ik den Spauk härr` schleyken hoort…“
Und ganz wie selbstverständlich verkörpern sich diese zunächst dem Übersinnlichen zugewiesenen Ängste in dem von Handirk eingeworfenen Hinweis auf die Katze: „Dat hiät de Katte dohn.“ Wir würden fragen: Kann die es denn gewesen sein angesichts all des Unheimlichen, das die Köchin verspürt hat, oder gilt dieser die Katze grundsätzlich als „grüggelsk“, weil mit „Häxerigge“ und „Spauk“ verbunden, so daß ihr Handirks Verdacht ohne weiteres plausibel erscheinen muß?
Die Beseitigung der vermeintlichen Diebin durch das übliche Ersäufen – wie bei Hebbel und wohl auch in Christine Kochs „>Kick<, saggte de Katte“ versucht und in Rinsers Kurzgeschichte begangen – bedeutet nun aber keineswegs die Rückkehr der Köchin zum vernünftigen Denken. Im Gegenteil: Als erneut Kuchen verschwinden, muß es doch ein Spuk sein, gegen den sie – für den Lohn einiger (geweihter) Kerzen – eine weise Frau in Siddinghausen (bei Büren) zu Hilfe holen möchte, eine Frau, die ihrerseits von Handirk als „Häxendaier“ bezeichnet wird. Als auch das Waffeleisen verschwindet, muß „de lebändige Duiker“ die Hand im Spiele haben. Handirk, der doch zuvor selbst den Verdacht auf die Katze gelenkt hatte, will „den Spauk nau wual selwer bannen.“ Und er entlarvt ihn ja auch in der Person Pauls.

Die Vermutung liegt nahe, daß die angeführten Texte - mit Ausnahme von „Aus der Kindheit“ und des „Arm Kätzchen“ – zumindest motivisch einer Quelle entstammen: dem Volksgut, was dies zunächst auch immer heißen mag. (Selbst Luise Rinsers Kurzgeschichte scheint – als Gegenentwurf – in einigen Punkten dem Volksgut verpflichtet.) Sie alle spielen ausdrücklich in einer Küche – bis auf den hochdeutschen Abzählreim, wo sie aber impliziert erscheint – mit einer Köchin, deren Arbeit angeblich von einer Katze ge- bzw. zerstört wird, obwohl diese nur als Sündenbock herhalten muß und dafür hart bestraft wird. Irgendwie geht es in diesen Küchen – aus der Sicht der Köchinnen – nicht mit rechten Dingen zu, als ob Hexen oder gar der Teufel die Hand im Spiel hätten. Auch enthalten diese Texte pädagogische Absichten, die sich durch die Bestrafung des Naschens in der Küche deutlich zu erkennen geben, ohne jedoch andererseits der Verwerflichkeit des ja jeweils als solches bewiesenen Vorurteils gegen die

Katzen oder gar deren ungerechter Bestrafung bis hin zum Ersäufen moralische Bedenken entgegenzuhalten.

Diese Texte scheinen also auf ein Volksbewußtsein zurückzugehen, das – aus der Sicht der Protagonisten – solch fragwürdige Haltung einfach hinnahm bzw. – aus der Sicht der Leser – den Zusammenhang der verschiedenen Textelemente nicht mehr wahrzunehmen vermochte.

Denn sehen wir uns diese Katzen und ihre Rolle als Sündenböcke sowie ihre Nähe zu Hexen und Teufeln genauer an, so erschließen sich diese Texte als mehr oder weniger unbewußte Spiegelungen vergangener kulturgeschichtlicher Vorgänge, die nun verständlich machen, warum im Umgang mit diesen Katzen alle häusliche Erfahrung jahrhundertealter Hausgemeinschaft vergessen scheint.
Wären all diese Katzen – wie durch Christine Koch – ausdrücklich als schwarz bezeichnet worden, so wären diese z. T. in tiefer Vergangenheit ruhenden Vorgänge für uns Heutige einfacher zu durchschauen. Wir würden uns daran erinnern, was die „schwarze Katze“ noch heute für viele von uns bedeutet: Wir fürchten sie, wenn sie vor uns über den Weg springt, als böses Omen und Unglücksboten und bringen sie in Kinderreimen bedenkenlos mit Zauberei in Verbindung:

Hokus, pokus, fidibus!
Dreimal schwarzer Kater!

Die „schwarze“ Katze hätte uns also hellhörig gemacht und uns sogleich ahnen lassen, daß ihr Auftauchen die Nähe dunkler Mächte signalisiert.
So aber geben uns diese als Naschkatzen auftretenden Küchenbesucher zunächst nur wenig zu denken. Wir nehmen sie als Repräsentanten einer – wenn auch vergangenen – alltäglichen Wirklichkeit, zumal dann, wenn sie wie bei Grimme anekdotisch mit namentlich erwähnten Personen umgeben werden, die einem ebenfalls benannten und damit historisch nachprüfbaren Ort zugewiesen werden, oder wenn sie, wie in einem Gedicht von Else Lasker-Schüler, nur als beeindruckende Metaphern anwesend sind. Und so müssen wir erst darauf gestoßen werden, daß wir in ihnen allemale

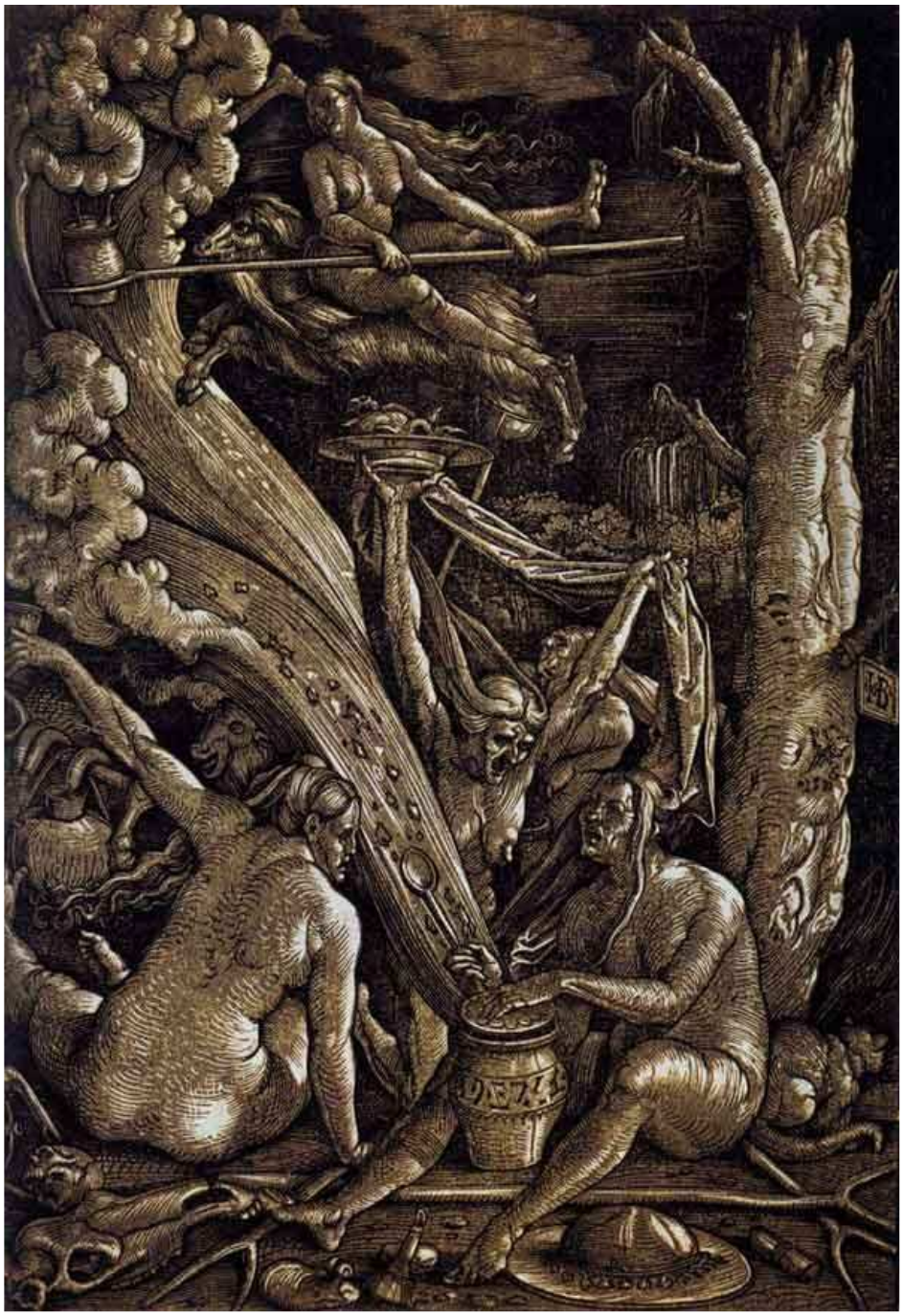
dem – nur noch schwachen – Widerschein längst für überwunden gehaltenen Aberglaubens begegnen.

Bei Else Lasker-Schüler gibt es das dämonisierte „Katzentier“ in einer Ballade, die pikanterweise den Untertitel trägt „Aus den sauerländischen Bergen“. Darin heißt es:

„Er hat sich in ein verteufeltes Weib vergafft,
in sing Schwester!
Wie ein lauerndes Katzentier
Kauerte sie vor seiner Tür
Und leckte am Geld seiner Schwielen …“
(Bänkel und Brettl, S. 199)

Hier wird die ins Magische gesteigerte Anziehungskraft einer Frau auf einen Mann aus deren Zusammenspiel mit dem Teufel („verteufeltes“) und der metaphorischen Verwandlung in eine „lauernde(n) Katze“ in Verbindung gebracht, um auszudrücken, daß dieser Mann von weiblicher Schönheit verzaubert, d.h. verhext ist.

Die Nähe der Katze zu Teufeln und Hexen, im heutigen Sprachgebrauch noch vielfach lebendig, geht wohl auf mittelalterlichen Aberglauben zurück, wonach sich der Teufel am liebsten als schwarze Katze gab. Daher hieß es auch, daß Katzen die Lieblingstiere der Hexen seien. Kein Wunder also, daß der Dürerschüler Hans Baldung in seinem Gemälde „Hexensabbat“ (1514) eine Katze als Gefährtin der Hexen abbildet (Vgl. „Hexen Gerichtsbarkeit im kurkölnischen Sauerland“, S.171; Abb. nachfolgend).



Möglicherweise reicht dieser Aberglaube sogar zurück bis auf die Legende von Galanthias, der in eine Katze verwandelt wurde und Priester der Hekate (einer in der Unterwelt hausenden Zaubergöttin) wurde (Brewer`s Dictionary of Phrase and Fable“, S. 202).

Das Motiv der verteufelten Katze dürfte also zum europäischen Kulturgut gehören, und seine Spuren in den angesprochenen Texten verwundern um so weniger, wenn man sich vergegenwärtigt, wie stark es noch bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein den Aberglauben im schottischen Hochland mit geprägt hat.
Dort gab es Cait Sith (cait shee), schwarz und übergroß und, wie andere ihrer Art, eine verwandelte Hexe. In einer zuletzt 1824 belegten Zeremonie, dem TAGHAIRM, wurden vier Tage und Nächte lang lebendige Katzen an Spießen geröstet, bis ihr dämonischer Gott erschien und das Ende der Grausamkeiten damit erkaufte, daß er tat, was die Folterknechte von ihm verlangten (Katherine Briggs, A Dictionary of Fairies“, S. 60). Haben wir es hier etwa mit ins Brauchtum verlagerten Hexenverbrennungen zu tun? Denn ob man eine der schwarzen Künste verdächtigte Frau oder eine schwarze Katze verbrannte, war bei deren Austauschbarkeit gleich.

Christine Kochs „Kick“, saggte de Katte entstammt also wohl verbreitetem europäischem Volksgut, in dem sich Reste westeuropäischen Aberglaubens wiederfinden. Vor allem die Rolle der Katze als Sündenbock legt den Gedanken nahe, daß sich dieser Aberglaube hier als Nachhall des Hexenwahns manifestiert haben könnte, der ja vor allen Dingen in der Zuweisung unbewiesener Schuld für Unglück, Krankheit und Tod (zumeist von Haustieren) sowie beinahe jegliche Art von Schaden seine mörderische Macht – vor allem gegenüber Frauen – entfaltete.

Welche verheerende Wirkung diese auch im Sauerland entwickelt haben muß, bezeugen ja die „Oberkirchener Hexenprotokolle“ auf schauerliche Weise. Darin bekennt Greta Moller, „Johanns weib vom Astenbergh“, sie:

> *Sei von dem teuffel in katzengestald verendert und ein mall sechs oder sieben in ihres nachbarn Abrahams haus wie auch auf die creutzwege und Kalen Astenberg gelaufen, alstan ihr der bose*

feind einen kahlen gurtel zweier finger breit, gebracht, welchen sie umgebunden und in solchs tier verendert wurden (S. 34).
Auch Anna Kempers von der Mittelsorpen ist in „*katzengestalt gelaufen*“ (S.64).

Der Remblinghauser Heimatdichter Jost Hennecke (1873-1940) läßt diese Zeit in seinen „Balladen und Sagen“ auf schauerliche Weise wieder lebendig werden. In „Dai Wahrwulf van Daalbke“ mit dem Untertitel „De Häxentauern“ umringen schwarze Katzen die Hexe, die überm Dreifuß „dät Duiwelsgebrügge“ rührt. „Am Kietel do schnurret und knurret un stritt / Dai Häxen, in Katten verwandelt.“ Dabei stellt er möglicherweise eine Art Urszene der Katze in der (Hexen)Küche dar, insofern diese fast alle Elemente enthält, die in den angesprochenen Texten – mit Ausnahme von „Arm Kätzchen“ und „Die rote Katze“ – eine Rolle spielen. Zwar werden die Katzen in Henneckes Gedicht nicht beim Naschen gezeigt, aber ihr Schurren, Knurren und Streiten läßt doch unschwer erkennen, daß sie kaum an sich halten können, an „dät Duiwelsgebruie“ heranzukommen. Dann geht’s „auf struwwelgen Beßmen…No`m Satansgelog`oppem Brocken.“

Kehren wir nun abschließend zu der von Christine Koch hinzugefügten dritten Strophe ihres dem Volksgut entnommenen Katzen-Gedichtes zurück, so hat sie dort möglicherweise, ob in Kenntnis des Grimmeschen Textes oder nicht, den Bogen zum mittelalterlichen, in ihrer sauerländischen Heimat einst verbreiteten Aberglauben zurückgespannt, und zwar in verschlüsselter Form. Denn bei der schwarzen Katze im „Waterpott“ muß man nun weniger an das versuchte Ersäufen einer Katze denken als daran, wie eine Hexe mit Hilfe des Teufels gerettet wird. Sie tut einen „gewaltigen Flug“ und assoziiert damit die den Hexen immer wieder zugeschriebene Fähigkeit, mit Hilfe des Teufels fliegen zu können. In den anderen Texten dagegen geht es den Katzen zumeist richtig ans Leben.
Das gilt auch für Kinder-Abzählverse! In dem von Klute zitierten Beispiel zum „Flötenklopfen“ bleibt der Katze nichts anderes, als ihren Quälgeist doppelt zu verfluchen: „Sall diek doch de Duiker halen!“ Der Teufel ist also auf die eine oder andere Weise fast immer mit im Spiel, andeutungsweise selbst noch in Luise Rinsers moderner Kurzgeschichte über „diesen roten Teufel von einer Katze.“

Daß er die Katze in Christine Kochs Gedicht aus dem „Waterpott“ rettet („Uese swuarte Katte hiät de Duiwel haalt!“), macht die Situation durchsichtig für die häufig überlieferte Hexenprobe:
Man warf die Angeklagte gebunden ins Wasser, um herauszufinden, ob sie schuldig war oder nicht. Schwamm sie oben, war das ein Zeichen ihrer Schuld; denn dann stand sie mit dem Teufel im Bunde, der ihre Seele besaß, so daß ihr Körper leichter war als normal. Ging sie unter, bewies das ihre Unschuld. Dann hatte der Böse keine Macht über sie.

Christine Koch hält es mit der Katze, zumal diese wie die Hexen unschuldig ist. Indem sie jegliche Form von manifester Grausamkeit ausschließt, rettet sie ihrem Gedicht die befreiende Komik dieser so plastisch gefaßten und sie von den übrigen Texten unterscheidenden Gesamtszene, nicht zuletzt durch die Figur der ihres Verstandes nicht wirklich – wie bei Grimme – beraubten Köchin. So bleibt dieser Text bei aller Hintergründigkeit böser historischer Erfahrungen doch eher lustig und fügt sich in die lebensfreundliche Grundhaltung ein, die auch im „Arm Kätzchen“ begegnet. Spielt dabei eine Rolle, daß sie eine Frau ist? Oder ist es ihre geistige Nähe zu Joseph Pape? In dessen Erzählung „Et leßte Häxengerichte“ wird auch eine der Hexerei Angeklagte zum Schluß vor der Verurteilung gerettet.
Wie auch der Hinweis auf Pape belegt, war diese dunkle Phase der Geschichte ihrer Heimat für deren Mundartautoren noch im ausgehenden 19. Jahrhundert ein Thema.

Literatur:

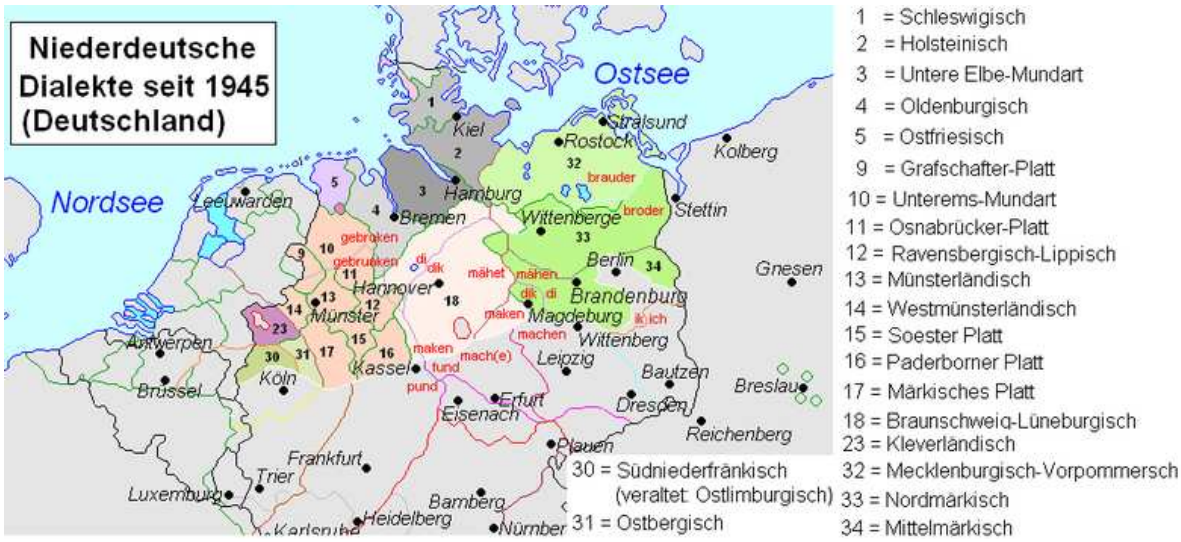
Christine Koch. Esloher Werkausgabe Bd. III, S. 23; Bd. I, S. 205 und 126.
Friedrich Hebbel, „Aus der Kindheit“. In: Unser Lesebuch für die Oberstufe der Volksschule. Dritter Band für das 5. bis 8. Schuljahr. Märkischer Verlag Rudolf Heinke, Lüdenscheid 1947, S. 244-245.
Luise Rinser, „Die rote Katze“. In: das karussell. geschichten aus unserer zeit. Hrsg. walter urbanek, c.c. buchners verlag bamberg 1965, S. 116-122.
Ludwig Klute, „Pflanzen und Tiere im Sprachgebrauch unserer Vorfahren“. Selbstverlag. S. 96 u. 97; S.117.

Abzählen bei dem Spiel. In: Arnim/Brentano, „Des Knaben Wunderhorn. Alte Deutsche Lieder gesammelt von L. Arnim und Clemens Brentano“. Deutscher Bücherbund Stuttgart/Hamburg. Vollständige Ausgabe, o. J., S. 845.
Wilhelm Kathol, „Bassmes Hof”, Hrsg. Magdalena Padberg. Grobbel. Serie: Sauerländische Heimat. Verl. Josef Grobbel KG, Fredeburg 1979, S. 36.
Georg Nellius, „Ruhrgold. Opus 52. Volkstümlich schlichte Weisen aus Westfalen“. Verlag von Karl Hochstein, Heidelberg , o. J., S. 40ff.
Friedrich W. Grimme, „Paulus Kaukendaif“. In: Werke, Heimatverlag Dr. Wagener, Meschede 1939, S.60-63.
Else Lasker-Schüler, „Ballade. Aus den sauerländischen Bergen“. In: Bänkel und Brettl. Ein Vortragsbuch für das Haus-Cabarett aus drei Jahrhunderten und unserer Zeit. Gesammelt und herausgegeben von Hyazinth Lehmann, Cabarettist. Limes Verlag Wiesbaden 1953, S. 199.
Brewer`s Dictionary of Phrase and Fable. 14th Edition, Revised by Ivor H. Evans. Cassell Publishers Ltd, London 1990, S. 202.
Hexen Gerichtsbarkeit im kurkölnischen Sauerland. Hrsg. Schieferbergbau-Heimatmuseum Schmallenberg-Holthausen. Grobbel-Druck Fredeburg 1984, S. 171.
Katharine Briggs, A Dictionary Of Fairies. Hobgoblins, Brownies, Bogies And Other Supernatural Creatures. Penguin Books 1977, S. 60.
Joseph Pape, „Et leßte Häxengerichte. Erzählung in sauerländischer Mundart“. Hrsg. Peter Bürger, Christine-Koch-Mundartarchiv am Maschinen- und Heimatmuseum Eslohe, 1999.
Jost Hennecke, „Versunkene Klocken. Balladen und Sagen von Jost Hennecke.“ Sauerländer Heimatverlag der Josefs-Druckerei, Bigge 1925, S. 45.

Manfred Raffenberg

(Erstveröffentlichung in: Sauerland Nr. 3/2008, S. 146-150 und Nr. 4/2008, S. 200f.)

BERICHTE ZU PLATTDEUTSCH



Aus: Wikipedia.org (gemeinfrei)

PLATTDEUTSCH

NACH KATALANISCH ZWEITGRÖßTE EUROPÄISCHE MUNDARTSPRACHE

Der Beitritt Deutschlands zur Europäischen Charta der Regional- oder Mundartensprachen 1999 hat den Bemühungen um die Erhaltung und Förderung des Plattdeutschen praktische und bildungspolitische Möglichkeiten eröffnet. Nach einem dpa-Bericht vom Oktober 2007 hat der vor 5 Jahren gegründete „Bundesrat für Niederdeutsch“ erste Initiativen in dieser Richtung ergriffen. Er versteht sich als sprachpolitische Vertretung der Plattdeutschen, deren Mundart „flächendeckend“ in Schleswig-Holstein, Mecklenburg-Vorpommern, Niedersachen, Bremen und Hamburg sowie – in geringerem Umfang – in Sachsen-Anhalt, Brandenburg und Nordrhein-Westfalen lebendig ist.

Eine Niederdeutsch-Ausbildung an den Hochschulen (derzeit 100 Studenten in Mecklenburg-Vorpommern) sowie der Kindertagesstätten-Erzieherinnen (200 ebendort) entspricht der Überzeugung des Rates, daß „ohne Förderung im Bildungswesen, ohne Schriftsprache und Bücher … heute in Europa eine Sprache nicht zu erhalten“ sei. So hat

auch Schleswig-Holstein dem Plattdeutschen in der Lehrerbildung einen gebührenden Platz eingeräumt und Hamburg die Beschäftigung mit der Mundart in den Schulen verpflichtend gemacht.
Dem „Bundesrat“ zufolge sprechen in Norddeutschland 3,5 bis 4 Millionen Menschen gut oder sehr gut Platt, in Mecklenburg-Vorpommern rund 50% der jungen Leute, mehr als noch vor 30 Jahren. Soweit dpa.

Das Plattdeutsche gehört zur originären und lange Zeit identitätsstiftenden Kultur unserer Region, in der aufwendige denkmalschützende Maßnahmen vielerorts sichtbar und spürbar sind. Es wäre wünschenswert, wenn auch der Erhalt unserer Mundart den Status denkmalpflegerischer Bemühungen erhalten würde. Ihn der Privatinitiative von Vereinen, Arbeitskreisen und engagierten Einzelpersonen zu überlassen, reicht nicht aus und deutet auf das stille Einverständnis mit ihrem Aussterben. Daß wir politisch mit Nordrhein an einen z.T. anderen Sprachraum gebunden sind (und daher wohl kaum wie die Bürgerschaft Bremen vor ein paar Jahren unsere Landesverfassung ins Plattdeutsche übersetzen können), sollte für unsere Volksvertreter kein Grund zur Resignation sein, sondern sie doppelt zur Rettung der westfälischen und vor allem auch der sauerländischen Mundart anspornen. Von der jedenfalls 2004 ausschließlich mit Münsterländern besetzten „Fachstelle Niederdeutsche Sprachpflege“ haben uns m. E. bisher keine Impulse erreicht. Vielleicht könnte die anstehende „Regionale“ eine Chance eröffnen. Unabhängig davon aber sollten wir mit allen Mitteln den „Trägerverein Mundartarchiv Sauerland“ unterstützen, dessen gerade erschienenes Projekt „Unterrichtsmaterialien für die Primarstufe“, erstellt von Dr. Werner Beckmann und Herbert Grunwald, erste Schritte zur Einbeziehung des Plattdeutschen in regional orientierte Bildungsmöglichkeiten aufzeigt.

Unverzichtbar in diesem Zusammenhang erscheinen mir die Anregungen, die Willy Knoppe in seiner an der Westfälischen Wilhelms Universität Münster vorgelegten Dissertation zu Christine Koch erarbeitet hat („Un bey allem is wuat.“ Orientierungssuche in einer regionalen Sprachform. Eine literaturpädagogische Untersuchung zu den Werthaltungen in der niederdeutschen Lyrik von Christine Koch, Hrsg. Schieferbergbau- und Heimatmuseum Schmallenberg-Holthausen,

Cullivier-Verlag Göttingen 2005. Besprechung in „Sauerland“ Nr. 2/ Juni 2006, S.100-101). Wenn man weiter bedenkt, daß nach Erscheinen des Plattdeutschen Wörterbuchs für das Kurkölnische Sauerland (1988) in den vergangenen zehn bis 15 Jahren etliche regionalbestimmte plattdeutsche Wörterbücher entstanden sind (u.a. für Brilon, Rüthen, Belecke, Störmede, Garfeln Kreis Lippstadt, Schmallenberg-Grafschaft, Menden) und Peter Bürger gerade eine Geschichte der sauerländischen Mundart und ihrer „klassischen“ Autoren erarbeitet hat (Strunzerdal, Die sauerländische Mundartliteratur des 19. Jahrhunderts und ihre Klassiker Friedrich Wilhelm Grimme und Joseph Pape. Maschinen- und Heimatmuseum Eslohe 2007), so darf man mit aller Vorsicht behaupten, daß die materiellen Vorsaussetzungen für die Förderung - und den Erhalt - der Sauerländer Mundart durch Unterrichts- und Bildungsprogramme nie günstiger gewesen sein dürften. Wo aber finden sich die bildungspolitischen und behördlichen Institutionen, die diese Chance ergreifen?

Manfred Raffenberg

(Erstveröffentlichung in: Sauerland Nr.2/2008, S. 96.)

„O MUTTER, BACK US GEYSEKE!“

DE PLATTDUITSKE DAG IM STEERTSCHULTEN-HUAF IN COWWENROHE AM 29.5.2010

No der Begruißunge diär Frau Ohly vam „Sauerländer Heimatbund“ un Bertold Beste vam „Heimat- und Förderverein Grafschaft“ heät de Heimatpfleger Dr. Hans Vollmer seyn Duarp in Woort un Bielld viärstallt. De Groskopper het jo ne Menge tau vertellen vam Wilzmereg, diäm hillegen Beärg, met seynen Sagen un Geschichten un ` em Kläoster, dät me tau Faiten legget un no `m Kreyge van diän Borromäerinnen restauraiert un tau me gräoten Krankenhius widderbugget is.

De Laiers, dai met `m Treckebuil sungen woren, kemen dütmol nit iut `m Viärrot an plattduitsken Laiern dai de Luie kennt. Sai wören alle üewer Groskopp un biu me do liäwet, un van Groskoppern macht.
Dorümme harren se jo äok en paar op der Schrift loten, taum Bispel „Wo der Grafschaft Silberquell entspringt“ udder „Gruß an Kloster Grafschaft“. Owwer et gaffte äok et „Schützenlöid der Groskopper, dai in der Früemede seyd“ un et „Geyseke-Loid“, un dorinne gaiht et dorümme, dät me iut der Welt liuter wier no Groskopp terügge kummen mott, derweylen et nix Schoiners giett asse iähr kleine Düarpken. Et gaffte owwer äok lustege Laiers un Spargitzkes iut `er Noberskop vam Leähr Otto Hanses und Hedwig Jungblut-Bergenthal iut `er Smallmereg un de „Jagd“ van Christine Koch. De „Jagd“ was viärluasen vamme Groskopper Jiäger, dai düen Muaren ne Bock schuaten harr. Süß woren de meysten plattduitsken Texte van Miäkens un jungen Fruggen präsentaiert, dai sick viärnuammen het, et häimeske Platt te leähren un imme Duarpe labändeg te hollen.

Wuat de Groskopper kuiert, is nit dät Platt, dät me im „Plattdeutsches Wörterbuch Kurkölnisches Sauerland“ finget. Se siett „Höüs“, nit „Hius“; „Kläster“, nit „Kläoster;“ „Loid“, nit „Laid“; „fär“, nit „fiär“ etc. En schoin Bispel fiär et Groskopper Platt was dai Geschichte „De leste Organist van uesem Kläster“, bo de Pater Odilo Girsch et reyke Liäwen van der ehrwürdegen Abtei an der Üörgel verklingen lätt.

Derno woren van Frau Schrewe ne Menge Sinnsprüeke taum besten gafft. Wann dann et „Geyseken-Loid“ an der Reyge was, harren de Groskopper säo richteg et Hiärte op der Tunge:

…doch immer zog es mich nach Haus,
wo hell erschallt das schöne Lied:
O Mutter, back us Geyseke…

Un taum Schluß konn me dann äok Geyseke kennen leähren. Et gaffte se frisk vam häiten Eysen taum Probaiern. De Iärftenzoppe und de Wüärstkes kemen ächterher.
Et was ne schoine Veranstaltunge. Alles was met Sinn un Verstand iutsocht un guet präsentaiert. Owwer et wören nit viell Luie kummen; näomol wenneger asse im lesten Johr.
Gint Johr well ne Krink van Dörnholzener Fruggen diän Plattduitsken Dag maken (Plattduitske Frauluie Stockmen-Dörnholzen).

Bat konn vey daun, dät sick iähre Arbet äok luahnt?

Sinnsprüeke

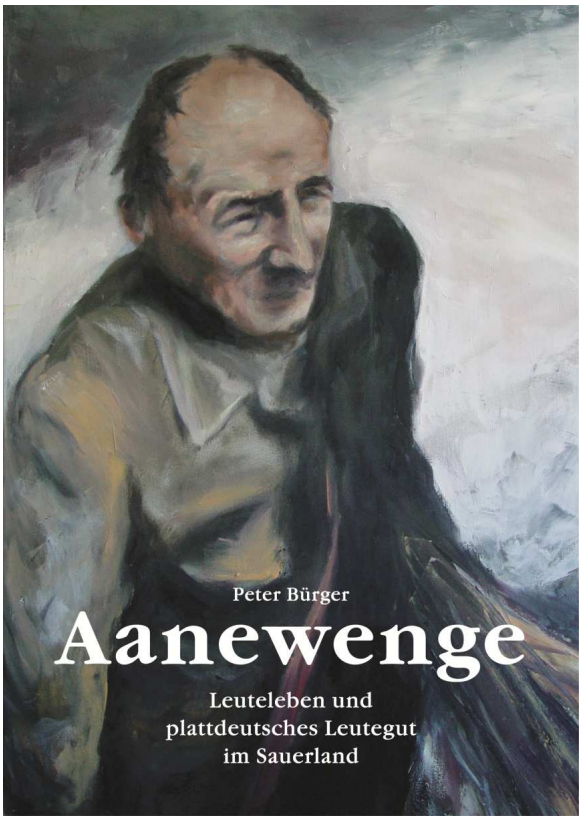
Fruggensteärben is kenn Verdeärben. Peärre verrecken, dät giet Schrecken.
Der Tod der Ehefrau führt nicht ins Verderben (Man kann ja eine andere heiraten). Verreckt ein Pferd, so ist das schrecklich (Der Verlust ist unersetzlich).
Et Obendes konnt se hupsen un springen, et Moargendes konnt se de Büxe nit fingen.
Abends können sie hüpfen und springen, des Morgens können sie ihre Hose nicht finden (An die Adresse von Kindern, die nicht ins Bett wollten, und auch über Leute mit unstetem Lebenswandel).
Woi en Sofa metbrenget, well äk drinne sitten.
Wer ein Sofa mitbringt, will auch darin sitzen (Wer sich bequem einrichtet, will auch bequem leben).
Geschnien Brät un gehocht Holt seyt waane reybe.
Geschnittenes Brot und geschlagenes Holz werden sehr schnell verbraucht.
Bo ne gurre Frugge imme Höüse is, do wässet de Speck annen Balken.

Wo eine gute Frau im Hause ist, da wächst der Speck an den Balken (d.h. an den Balken, an denen er früher aufgehängt wurde).
„Wie soll das Kind denn heißen?“ frogere de Pastäoer deän Buern bey der Däpe. „Strackfutt Hännes; hoi kümmet jo doch bey de Peärre.“
„Wie soll das Kund denn heißen?“ fragte der Pastor den Bauern bei der Taufe. „Ganz einfach Hännes; er kommt ja doch zu den Pferden.
Et hänget nit hundert Johre ne Geldsack amme Höüse, aber äk kenn Beälsack.
Es hängt nicht hundert Jahre ein Geldsack am Hause, aber auch kein Bettelsack.
Frönge seyd guett, aber doi is übel draan, doi se bröüken matt.
Freunde sind gut, aber der ist übel daran, der sie gebrauchen muß (d.h. der sie nötig hat).
Me säll deän Völkern (d.h. dem Gesinde) kenne Knoaken gieben; et könn mehr Flaiß dranne seyn, ase me denket.
Man sollte dem Gesinde keine Knochen geben: es könnte mehr Fleisch daran sein, als man denkt.
En gurrer Töün is de beste Nachbar.
Ein guter Zaun ist der beste Nachbar.
Wann öüt `m Scheytpott ne Bropott weert, dann stinket he.
Wenn aus dem Topf für die Notdurft ein Bratentopf wird, dann stinkt der (Plötzlicher Reichtum ist anrüchig).
Me sall sey Büxe nit grätter käpen , ase me en Ees heät.
Man soll seine Hose nicht größer kaufen, als der Hindern ist (Man soll sich finanziell nicht übernehmen).
Em Herbes un me Kingerees kann me nit truggen.
Dem Herbst und dem Kinderpopo kann man nicht trauen.
De Knecht sall de Hansken nit eger terhaime loten, bit de Äskenblaar ne Pänning grät seyd.
Der Knecht soll die Handschuhe nicht eher zu Hause lassen, bis die Blätter der Esche groß sind wie ein Pfennig (Im Frühjahr muß man immer noch auf Kälte gefaßt sein).
Dät droige Johr kann em naaten nä wat metgieben.
Das trockene Jahr kann einem nassen noch was mitgeben.

Manfred Raffenberg

(Erstveröffentlichung in: Sauerland Nr. 3/2010, S. 146f.)

REZENSIONEN



AANEWENGE

PETER BÜRGER,
LEUTELEBEN UND PLATTDEUTSCHES LEUTEGUT IM SAUERLAND
MASCHINEN- UND HEIMATMUSEUM ESLOHE. 2006. 703S.

Die Bewertung brauchtümlicher Kurztexte als Literatur hat sich nur zögerlich entwickelt. Nach den „Merseburger Zaubersprüchen“ und dem „Lorscher Bienensegen“, die bis weit in die Nachkriegszeit in keinem Lesebuch für die gymnasiale Oberstufe fehlen durften, hat Albrecht Schöne in seiner mehrbändigen Aufarbeitung „Die Deutsche Literatur. Texte und Zeugnisse“ erstmasl in den 60er Jahren solcher Gebrauchsliteratur aus früherer Zeit mehr Aufmerksamkeit und größeren Raum gewidmet und damit das Gesamtbild vor allem der mittelalterlichen und barocken Literatur nachhaltig verändert. Die angeführten Sprüche, Tanz- und Spottlieder z. B. und selbst der

barocke Text „Die Mertens-Ganß. *Nach dem Randadinella*“ werden jedoch in der Regel bekannten Verfassern zugeschrieben.
Wer sich gründlich mit Peter Bürgers „Aanewenge. Leuteleben und plattdeutsches Leutegut im Sauerland“ beschäftigt, einer umfangreichen Sammlung von Liedern, Rätseln, Sprüchen etc. durchweg unbekannter Autorenschaft, sondern aus dem Leben der einfachen Leute, gewinnt neue Einblicke auch in die Verfassung der Mundart-Literatur des Kurkölnischen Sauerlandes und seiner Bewohner. So jedenfalls ist es dem Rezensenten ergangen, obwohl er auf Grund seiner dörflichen Herkunft vieles von dem noch selbst gehört und erfahren hat, was Peter Bürger präsentiert und akribisch belegt und erläutert.
Schon mit der deutschen Romantik hatte sich das Interesse dem sogenannten „Volksgut“ zugewandt, für dessen Sammlung üblicherweise die Namen Achim von Arnim und Clemens Brentano mit „Des Knaben Wunderhorn“ (Erstausgabe 1806/1808) stehen. Als dessen Nachhall nun richtet sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts die literarische Sammeltätigkeit auch auf mundartlich verfaßte Texte, die seither in mancherlei, zumeist der Heimatbewegung nahestehenden Sammlungen, auch für den Bereich des Plattdeutschen im Kurkölnischen Sauerland zur Verfügung stehen, wie der Verfasser der „Aanewenge“ in einer umfangreichen Einleitung zur Entwicklung der Sauerländer Mundart und zur Quellenlage der von ihm vorgestellten Texte darlegt. Als besonders hilfreich für seine Arbeit hebt er u.a. Friedrich Leopold Woeste (1807 – 1878) aus Hemer sowie das Volksliedarchiv Münster hervor. Aber auch Mundartautoren wie Friedrich W. Grimme (1827 – 1887), Christine Koch (1869 – 1951) und der 1944 verstorbene Wilhelm Kathol („Bassmes Hof“) haben sich als nützlich erwiesen.
Aus dem gesichteten Material hat Peter Bürger etwa „1500 Einzeltexte, Fragmente und Sprichwörter“ für sein Buch ausgewählt, „die kleinsten Formen…:Lieder, Kinderreime, Sprüche und unterschiedlichste Alltagsverse“, und sie thematisch in fünfzehn Abteilungen geordnet.
Sein Interesse gilt dabei ausdrücklich nicht in erster Linie einer Mundartgeschichte des Sauerlandes (S.37-39), sondern den „sozialen Verhältnissen und handfesten Bedürfnissen, die im plattdeutschen Leutegut zur Sprache kommen“(48), also eher einer „Sozialgeschichte

Sauerländer Traditionen“. Es geht um den Inhalt, nicht um sprachliche Formen.
Daß Peter Bürger schon im Titel seines Buches von „Leutegut“ statt von „Volksgut“ spricht, signalisiert von vornherein seine nicht zuletzt politisch-ideologischen Vorbehalte gegenüber dieser sonst üblichen, der „Volkspoesie“ geltenden Klassifizierung und deutet zugleich an, daß ihm bei der Auswahl und Interpretation der berücksichtigten Texte vor allem deren Bedeutung für die bäuerliche Lebenswelt und kleinen Leute am Herzen liegt. Um dem Leser seinen zumeist sozialkritischen Ansatz zu verdeutlichen, schickt Peter Bürger jeder der fünfzehn Abteilungen eine von zahlreichen Anmerkungen gefolgte „Einführung“ voraus. So erschließen sich vergangene kulturelle, religiöse und soziale Verhältnisse im Kurkölnischen Sauerland, und dies stellenweise in bisher nicht bekannter, zumindest nicht bedachter Düsternis (Z. B. Abschnitt II, Wiegenlieder: Härr’ k en Stöckelken, iek slaige diek) und ungeschminkter Brutalität (Abschnitt VII, Lieder zum Ausklopfen der Flötepfeifen, 6. „Katharina schmeißt drei Kinder in den Rhein“). Dieser „Realismus“ entspricht Peter Bürgers Vorsatz, nicht wie Editoren des 19. Jahrhunderts Gemeines und Unanständiges, kurz Nicht-Genehmes auszuschließen, sondern die jeweils herrschende soziale Wirklichkeit ungeschönt zur Darstellung zu bringen.
Seine kritische Sicht spricht auch aus dem Titel seines Buches, den er selbst ausführlich erläuert. Die „Aanewenge“ ist die plattdeutsche Bezeichnung für einen oft erst nachträglich bepflanzten, zunächst aber für das Wenden des Pfluges freigelassenen Streifen am Ende des Ackers, hier Symbol für die zahlreichen Wendepunkte, welche sich in den gesammelten Texten rückschauend manifestieren wie vor allem das Verschwinden früherer Lebensformen und der ihnen angemessenen Mundart, die er „schon in sich selbst als *Leutesprache*“
bezeichnet (S. 33). Er möchte – auch vor dem Hintergrund der durch Globalisierung beschleunigten Veränderungen - regionale Kulturzeugnisse und Überlieferungen einer Gesellschaft „ auf dem Wege zu einer Einheitskultur“ vor dem „kulturellen Gedächtnisverlust“ bewahren (S.56).
Auch Prof. Hubertus Halbfas bedauert in seinem „Geleitwort“ die mögliche „Entwicklung zu einer tendenziell einsprachigen Welt“ (S. 13). Denn der Tod einer Sprache sei auch der Tod einer Welt. Wenn durch die ungebremste Vorherrschaft einer Weltsprache, wahrschein-

lich des Anglo-Amerikanischen, „Babel rückgängig gemacht“ zu werden scheine, so sei dies nur vordergründig ein Segen. In Wahrheit bedeute solch eine Entwicklung wohl eher einen Fluch.
Wenn sich nun Peter Bürger dafür entschuldigt, daß er aus technischen Gründen die verschiedensten Färbungen des Sauerländer Platt durchweg in der Schreibweise der Fundorte der berücksichtigten Texte belassen hat, so erscheint der Verzicht auf orthographische Einheitlichkeit ungewollt den Gedanken Prof. Halbfas`zu folgen. Womit er es zu tun hat, ist eine S*prechsprache ohne Schrift*, die in ihren lokalen Besonderheiten die Vielfalt dieser Sprache widerspiegelt.
Die den einzelnen Abteilungen zugeordneten Texte sind fortlaufend numeriert. Dieses Verfahren erleichert Rück- und Vorverweise und, im Zusammenhang mit dem Ortsregister, die zahlenmäßige Gewichtung der ca. 368 (mit Absicht nicht auf das Kurkölnische Sauerland begrenzten) Beleg-Orte. Es informiert den Leser aber auch über die Häufigkeit der Textbeispiele zur jeweilgen Abteilung. Während es etwa zu „Friggen und Hochzeit halten“ (XII) „nur“ 45 gibt, sind „Rätsel und Scherzfragen“ (V) 129 mal vertreten und ist der Brauch der „Heischelieder im Jahreskreis“ (XIV) – etwa zu Neujahr, Dreikönige, Fastnacht etc. -gar 139 mal zitiert. - Vieles ist durch historische Photos veranschaulicht.
„Aanewenge“ enthält viel Wissens- und Bedenkenswertes zur Entwicklung und Bedeutung des Sauerländer Platt. Peter Bürger weist aber einleitend und in den Anmerkungen zu den jeweiligen Abteilungen und Einzeltexten immer wieder auf Bedrückendes, Erschreckendes, manchmal auch Abstoßendes in den Lebensverhältnissen der Sauerländer „Leute“ hin und zeichnet so ein differenziertes kultur-, religions- und sozialkritisches Bild einer Landschaft und ihrer Menschen, die ihm in all ihrer Unvollkommenheit doch ans Herz gewachsen sind. Denn seine Kritk richtet sich weniger gegen die Menschen als an Institutionen, die für deren Leute-Leben verantwortlich waren.
„Aanewenge. Leuteleben und plattdeutsches Leutegut im Sauerland“ ist ein in vieler Hinsicht richtungweisendes Werk, ohne das künftige Forschungsarbeit zum Sauerland, seiner Sprache und seinen Bewohnern nicht auskommen wird. [Manfred Raffenberg]

„IMME SIUERLANNE“

„Plattdüütsch to fördern“ lautete ein Bericht der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 20.7. d. J., der sich mit der anhaltenden Gefährdung des Niederdeutschen, aber auch den gezielten Anstrengungen Niedersachsens zum Erhalt dieser nach dem Katalanischen am häufigsten gesprochenen europäischen Regionalsprache befaßt. „Zur Zeit,“ so heißt es dort, „geben 20 Verlage jährlich 160 bis 170 Neuerscheinungen plattdeutscher Literatur heraus, selbst Harry Potter als Hörbuch.“ Dagegen nimmt sich die Zahl der – allerdings zunehmenden – Publikationen in Sauerländer Platt mehr als bescheiden und alles andere als beruhigend aus. Dabei gibt es wohl auch heute noch jene „breite Kultur des plattdeutschen Schreibens im Sauerland“, die Peter Bürger in seinem gerade erschienenen „Nachschlagewerk zu Mundartautoren …im Sauerland…“ für das 20. Jahrhundert belegt („Im reypen Koren“, Maschinen- und Heimatmuseum Eslohe 2010, S. 13), doch bleibt sie einer breiteren Öffentlichkeit auch jetzt eher verborgen. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß das Mundartarchiv Sauerland im Stertschulten-hof in Cobbenrode seinen 8 Heften in der „Schriftenreihe Mundarten

im Sauerland. Op Platt – Texte aus den Kreisen Hochsauerland und Olpe“ nun eine umfangreiche Anthologie hat folgen lassen. „Imme Siuerlanne. Plattdeutsch – lebende Sprache im Sauerland“ von Werner Beckmann und anderen will „das Leben einer Region“ darstellen. „Dazu gehören Kindheit und Jugend, Schule, Berufsausbildung, Leben in der Familie mit Eltern und Geschwistern, Leben in der selbstgegründeten Familie mit Ehepartner und Kindern, eigene Erfahrung geschichtlicher Ereignisse wie Krieg, Regime der Nationalsozialisten, Wiederaufbau und Währungsumstellung, ferner religiöses Leben und schließlich Sitte und Brauchtum“ (S.21), um so „ein abgerundetes Bild des Lebens im Sauerland vorzulegen“ (S. 23).
Diese auch die Grobgliederung des Buches vorgebende Zielsetzung soll allerdings nicht nur inhaltliche Themenbereiche markieren, sondern anhand der mundartlichen Versprachlichung ihrer vielschichtigen Zeit- und Lebensbezüge den „Beweis dafür (erbringen), daß das Plattdeutsche eine gleichberechtigte Sprache neben dem Hochdeutschen ist“ (S.271). In über 200 Beiträgen äußern sich mehr als 40 nach Alter, Geschlecht, Beruf, Religion, gesellschaftlicher Stellung und sprachlicher Herkunft unterschiedliche Sprecher im Interview zu den von Dr. Beckmann gestellten Fragen, dazu 6 Arbeitskreise. Sowohl in den Beiträgen der zumeist älteren Gesprächspartner etwa zur Schulzeit als auch zur Erlernung und Ausübung von Berufen sowie dem Erleben an Kalender- und Kirchenjahr gebundener Bräuche weht der Atem der Vergangenheit und die Erfahrung fortschreitender Veränderung. Das Buch möchte jedoch „auch dazu Anregung sein, den ein oder anderen Brauch wieder neu zu beleben“(S. 289). Solche zusätzlichen Hinweise auf die Absicht von „Imme Siuerlanne“ finden sich häufiger in den hochdeutschen Einführungstexten zu den verschiedenen Themenkomplexen, besonders deutlich natürlich in der eigentlichen Einleitung: zur „Situation der plattdeutschen Sprache im Kurkölnischen Sauerland“ mit Hinweisen zur geschichtlichen Entwicklung, Projekten „zur Erhaltung der plattdeutschen Sprache“ und zu „Eigentümlichkeiten der kurkölnischen Mundarten“ sowie den Quellen und der „Zielsetzung der vorliegenden Anthologie“.
Die Texte sind zumeist aus Tonaufnahmen ausgewählt und in „frei gesprochener Sprache abgefaßt“ (S.21). So vermitteln sie dem Leser ein breites Spektrum vor allem phonetischer, aber auch semantischer und grammatischer Färbungen des Sauerländer Platt, die sich

besonders in der unmittelbaren Gegenüberstellung von im Hochdeutschen identischen Texten beobachten lassen, wie etwa den 13 Fassungen des „Vater unser“ (S. 167 – 173) oder Liedern zum Brauchtum (Dreikönigs-Singen, S.425 ff.). Vor allem auf die Vielfalt der Lautung wird der Leser einleitend aufmerksam gemacht durch die Anführung von 14 plattdeutschen Versionen des Satzes: „Die Leute bringen einen Hut und große Bücher in mein Haus“ (S. 18f).

Vorangestellt ist dieser Anthologie ein Themenüberblick. Die Sprecher und ihre Herkunft werden in einem detaillierten Inhaltsverzeichnis angeführt (S.459 – 474).

Den Schluß bildet eine Liste mit 68 plattdeutschen Ortsnamen incl. einiger Flurbezeichnungen. Wer wußte schon, daß Drolshagen „Drauzen“ heißt?

Auch mit diesem Buch möchte „das Mundartarchiv einen fundamentalen Beitrag zum Erhalt des Plattdeutschen leisten“ (S.15). Wozu es zunächst in jedem Falle beitragen kann, ist die vielerorts mangelnde Einsicht, daß das Sauerländer Platt aus zahlreichen gleichermaßen als Platt geltenden Färbungen besteht und kein Ort einen Alleinvertretungsanspruch geltend machen kann und darf. Erst das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu *einer* Sprachgemeinschaft könnte für die Sauerländer eine Identität stiften, die dem Anspruch auf die Bewahrung ihrer regionalen Besonderheit – jenseits von Tourismus, Fachwerkhäusern und Waldeseinsamkeit – vielleicht auch den dringend benötigten politischen Nachdruck verschaffen sollte.

Und noch eins: Man hört immer wieder, auch benachbarte Dörfer könnten einander wegen der besonderen Färbung ihres Platt nicht verstehen. Das ist, man darf es nach dem Studium dieser Anthologie so kraß formulieren, ein eitles Vorurteil. Die Sauerländer sollten daher aufhören, ihre dörfischen „Sprachbarrieren“ stolz zu beklagen und stattdessen ihre Zugehörigkeit zu *einer* Sprachgemeinschaft betonen, deren Zukunft auch gemeinsam verteidigt werden müßte.

Für einen solchen Lernprozeß kann man dem augenfreundlich gedruckten und z. T. bebilderten Buch nicht genug Leser wünschen.

Dem Sprachwissenschaftler bieten die Texte Material für Untersuchungen, wie weit der Einfluß hochdeutscher Elemente das sauerländer Platt verändert hat. [Manfred Raffenberg]

Werner Beckmann u.a.: Imme Siuerlanne. Plattdeutsch – lebende Sprache im Sauerland in Geschichte und Gegenwart, Mundartarchiv Sauerland, Meschede und Olpe 2009.
ISBN 978-3–9802697-7-3